Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 40 (1962-1963)

Heft: 2

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

A. Z. Zürich 34

40. Jahrg. Nr. 2 Juni 1962 • Achtmal jährlich

zürcher student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

Redaktion: Universitätstr. 18, Zürich 6 • Inserate: Dr. H. Dütsch, Bahnhofstr. 37, Zürich 1, Tel. 23 83 83 • Druck und Versand: Carta Druck AG, Hornbachstr. 50, Zürich 8, Tel. 24 46 30
Redaktion: Peter Widmer, Rudolf Schilling (Uni); Martin Küper, Ralph Bänziger (Poly) • Redaktionsschluss für Nr. 3: 12. 6. 1962 • Preise: Einzelnummer 80 Rp., Jahresabonnement Fr. 5.—

DER NICHT GESCHUNDENE MENSCH IST NICHT ERZOGEN

Dankesadresse des Präsidenten der Studentenschaft, Johannes Fulda, anlässlich des Bankettes im Kongresshaus zu Zürich — Dies Academicus vom 30. April 1962

Hochgeschätzte Festversammlung!

Alljährlich ist es für die Studentenschaft eine ausserordentliche Ehre, ihren Dank an Behörden und Dozenten vor so erlauchter Versammlung erneuern zu dürfen, den Dank für all die Hilfe und Unterstützung, die sie ihren Studenten stets angedeihen lassen, für das grosse Werk, welches sie an der Jugend vollbringen, für ihr unermüdliches Schaffen in unser aller Streben nach Erkenntnis und Wahrheit.

Es ist wohl unserer hohen Konjunktur und unseren trefflich arbeitenden demokratischen Einrichtungen zuzuschreiben, dass sich derzeit solche Dankesbezeugungen auf formelle, wenn auch nicht minder aufrichtige Akte beschränken. So kann man sich einer gewissen Heiterkeit kaum erwehren, wenn man in Hans Erbs «Geschichte der Studentenschaft» nachliest, dass die Studierenden im Jahre 1836 — zweifellos aus einem besonderen Gefühl der Dankbarkeit — um eine Besoldungserhöhung für den Rechtslehrer Johann Kaspar Bluntschli bei der Regierung petitionierten. Nicht weniger ausdrucksvoll war — ganz nebenbei erwähnt — eine gelegentliche «Katzenmusik», mit welcher man in jener Zeit einen Dozenten oder gar den Rektor beehrte, wenn er sich eine abschätzige Bemerkung über einen studentischen Anlass zuschulden kommen liess. Allein, zu jenem Lächeln über die alte Zeit gesellt sich unvermerkt eine kleine Wehmut, jene Wehmut über etwas scheinbar Verlorenes; denn das heutige Kampffeld der Studenten liegt zumeist wie allerorts in Büros hinter Bergen von Papier. — Ist diese Wehmut berechtigt, schickt sie sich in unserer fortschrittlichen Zeit? So fragen wir.

«Die Alten preisen und die Heutigen herabsetzen ist bei allen Gelehrten üblich», sagt Laotse, und weiter: «Aber nur der vollkommene Mensch kann in der heutigen Welt umhergehen, ohne Aufsehen zu erregen. Er passt sich dem Gehaben der Menschen an, ohne sein Selbst zu verlieren.» — Dazu ist zu sagen, dass wir Studenten wohl als letzte den Anspruch auf Vollkommenheit erheben können, bewegen wir uns doch in einer Periode des Erfahrens, des Uebens. Das Aufsehen, welches wir demzufolge erregen, äussert sich vornehmlich bei der geistigen Auseinandersetzung mit der uns vorausgehenden Generation, mit unseren Vätern und Lehrern; ich meine den seit Bestehen der Menschheit stets auftretenden Generationenkonflikt. Ob die Jugend dabei durch einen Hang zum Konservativen oder durch einen Hang zum Fortschritt, zum Ueberbordwerfen des Alten auffällt, ist eine Frage des allgemeinen Zuges der Zeit. Die Jugend liebt die Dynamik, es fehlt ihr die Nüchternheit des Erfahrenen, sie muss sich zwischen Extremen bewegen, um dereinst ein erträgliches Mittelmass zu finden. Ich wage zu behaupten, dass die Jugend unserer Zeit, in welcher Wissenschaft und Technik mit kaum fassbarer Schnelligkeit nach vorn, nach oben stürmen, vermehrt, jedoch unvermerkt, ja vielleicht unbewusst rückwärts zu blicken beginnt. Und wenn sie dabei den ihr zukommenden Platz in der Gemeinschaft der erwachsenen Menschen sucht, so scheint sie heute nicht Neuland erobern, sondern vorab ihren Beitrag an die Erhaltung des Bestehenden und an die Weiterführung des Begonnenen leisten zu wollen. Insoweit fordert sie keine Sonderbehandlung, im Gegenteil, sie verabscheut es, wenn aus ihr eine Wissenschaft, eine Psychologie gemacht wird, wenn Abhandlungen über das Halbstarken- oder Teenagertum ganze Bände füllen. Teenagerseiten in Zeitschriften, Teenagersendungen in Radio und Fernsehen, Teenagerabteilungen in Warenhäusern sind einzig als ungesunde Reklame zu werten. Keine Wissenschaft wird je diese oft harte Auseinandersetzung zwischen Alt und Jung beheben können, denn sie liegt in der Natur der menschlichen Entwicklung. Angesichts dieser Tatsache gilt es lediglich, ein natürliches gegenseitiges Verständnis und Vertrauen zu finden, wobei jeder Teil das Seine beizutragen hat.

Fassen Sie, meine sehr verehrten Damen und Herren, diese meine bruchstückartig aufgeworfenen Gedanken nicht als Apologie der Jugend auf; vielmehr wollte der bescheidene Versuch gemacht werden, das vielbesprochene Jugendproblem in ein natürliches Licht zu rükken, seine eigentliche Einfachheit aufzuzeigen. Das Problem ist einfach in seiner Ursprünglichkeit, und das Wort

"Ο μὴ δαρεῖς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται.

(«Der nicht geschundene Mensch ist nicht erzogen») hat nach wie vor seine Gültigkeit.

In diesem Sinne gestatten Sie mir, dass ich meine Wünsche der heute Gefeierten, unserer alma mater Turicensis, überbringe. Möge sie auch fürderhin ihrer grossen Aufgabe als universitas, unbehelligt von Spezialistentum und Wirtschaftsdenken, obliegen können. Diesem Wunsche sei abermals der aufrichtige Dank der Studentenschaft an ihre verehrten Lehrer und Dozenten beigefügt für alles, was dank ihrem steten Bemühen bei uns Früchte tragen durfte.

Kurzberichte vom Dies Academicus, 30. April 1962

STIFTUNGSFEIER

Der 129. Jahrestag der Stiftung unserer Universität fand am 30. April traditionsgemäss im Lichthof statt, der, dichtbesetzt von Ehrengästen, Dozenten und Studenten, der Festgemeinde kaum Platz bot, die denn auch bald die Bogen der Wandelgänge füllt. Als Garantie für einen würdigen Ablauf der Feier hatte das Akademische Orchester unter der Leitung von Musikdirektor Hess auf dem Podium Platz genommen.

Dieses betrat als erster Redner Rektor Ernst Hadorn, um mit seiner Festrede «Gefährdetes und gesichertes Leben» die wache Zuhörerschaft für eine knappe Stunde in seinen Bann zu ziehen. Das Thema ganz aus biologischer Sicht in einer Reihe von Einzelfällen abhandelnd, verstand es Rektor Hadorn von der konkreten wissenschaftlichen Problemstellung ständig den Ausblick auf das Allgemeine zu wahren. So konnte er zu einer Frage vordringen, die uns heute besonders nahe liegen muss und deren Lösung keinen Aufschub duldet: die Gefährdung der Menschheit durch eine ungeheure Bevölkerungszunahme. Wir verweisen ausdrücklich auf den wörtlichen Abdruck der Festrede in der Festschrift und in Tageszeitungen.

Interessantes konnte Alt-Rektor Heinrich Straumann als Auszug aus seinem Jahresbericht der Festgemeinde zur Kenntnis bringen. Einige Zahlen, die Auskunft geben über Umfang und Entwicklung der Universität, werden besonders interessieren: Im Wintersemester 1961 setzte sich der Lehrkörper aus 417 Dozenten zusammen bei 3742 Studierenden, von denen $1/5$ Ausländer sind. Die Zunahme der Studierenden in den letzten fünf Jahren beträgt nicht weniger als 50%. In 25 Jahren rechnet man gar mit 8—10 000 Studierenden. Die daraus folgende Raumnot ist schon heute fatal; man hilft sich bis jetzt mit Provisorien und einer im letzten Dezember eingesetzten Planungskommission. Dass angesichts der eingetretenen und noch zu erwartenden Entwicklung nur die grosszügigste Lösung in Frage kommt, leuchtet ein; allein, die langsam mahlenden Mühlen, die dieses etwas harte Korn zu mahlen haben, geben für die nächste Zeit noch keinen Anlass zur Erwartung überbordender Bautätigkeit. Für die Ausführungen Professor Straumanns verweisen wir auf den Jahresbericht.

Nach einer Information Rektor Hadorns über das Preisinstitut — dieses hat seinen Hauptpreis auf Fr. 2000.— erhöht! — kam man zur Verleihung der Ehrendoktoren. Zum Dr. h. c. der Universität Zürich wurden ernannt Johann Jakob Ess, Förderer der Volksgesundheit als Schöpfer und Planer unserer Wanderwege; Viktor Elsasser, als Direktor des Kantonsspitals, ein verständnisvoller Helfer der Aerzte; Ferdinand Böhny, verdienstvoller Förderer der angewandten Psychologie; Albert Knöpfli, Erforscher und Bewahrer der heimatlichen Kunstdenkmäler, und Stefan Loringett, Hüter und Wahrer der räto-romanischen Sprache. Die Feier wurde beschlossen durch ein etwas schwach klingendes «Gaudeamus igitur», das ohne die resolute Führung des Studenten-Gesangvereins wohl sanft entschlafen wäre. *db*

BEIM BANKETT IM KONGRESSHAUS

dankte *Rektor E. Hadorn* dem obersten Schirmherrn der Universität, Erziehungsdirektor König, dafür, dass er sich so entschlossen der Sorgen und Nöte der Hochschule annehme. «Die Perle meines Departements» habe Regierungsrat König bei einem früheren Dozentenessen die Universität genannt; und der Rektor stellte ihm deshalb als Geschenk ein Handbuch in Aussicht mit dem Titel: «Vom Umgang mit Perlen». — Rektor Hadorn kam sodann auf den «armen Wurm Tubifex» zurück, mit welchem er seine Ansprache vom Morgen eingeleitet hatte. Aehnlich jenem Wurm lebt auch der Hochschullehrer zwischen zwei entgegengesetzten Polen, wird er hin und her gezogen zwischen seiner Lehraufgabe und seiner Forschertätigkeit: gibt er der einen Seite mehr, so leidet die andere.

Regierungsrat König gratulierte der Uni zu ihrem 129. Geburtstag und dem neuen Rektor zu seinem ehrenvollen Amt und versicherte, dass er seine «Perle» nicht vergessen habe. Er belegte das mit Hinweisen auf Neuerungen und Verbesserungen im Hochschulbetrieb (z. B. die neu eingerichteten Assistenzprofessuren) und geplante bauliche Erweiterungen der Uni: es ist gelungen, für die Bedürfnisse der Uni vorderhand 50 000 m² Land sicherzustellen.

Der *Rektor der ETH, W. Traupel,* überreichte Rektor Hadorn zusammen mit seinen Glückwünschen ein Gastgeschenk, das er vor der Versammlung aus vielen Hüllen packte: einen molligen, wohlgestalten und zweifellos gutmütigen Plüschbären. Er soll dem Uni-Rektor in dessen Eigenschaft als Zoologieprofessor als Modell für neue Tierversuche dienen; von der Drosophila, die doch eigentlich ein unansehnliches und langweiliges Tier sei und an der nun schon ein halbes Jahrhundert herumlaboriert werde, habe man doch nachgerade genug.

Als letzter Redner sprach im Namen der Studentenschaft der *Präsident des KStR, Johannes Fulda.* Seine Rede ist auf dieser Seite in extenso abgedruckt. *schi*

EINER ALTEN TRADITION FOLGEND . . .

Es begann an der Künstlergasse, wo sich ein paar fröstelnde Studentinnen und Studenten um teure aber wärmende Kerzen balgten, und endigte auf dem Lindenhof — der Fackelzug. Einer alten Tradition folgend. Dazwischen bewegte er sich die Rämistrasse hinunter, versperrte zeitweilig den Limmatquai und bot gewiegten Cafébesuchern Anlass zu fachkundigen Erläuterungen: «Die gönd jetzt uf de Lindehof go singe, waisch wie?» Und also geschah es. Nachdem der Lindenhof glücklich erreicht, die Fackeln glücklich zu einem Haufen vereinigt waren, wurde eiligst ein Kantus angestimmt. Er hörte sich reichlich unorganisiert an, tönte ebenso laut wie falsch, an welcher Tatsache die mühsamen Freiübungen eines stockbewehrten Dirigentenlehrlings nicht ganz unschuldig gewesen sein mögen.

Ein schneidiger Brandredner bestieg die Tribüne und feuerte während langer Minuten ein Schnellfeuer klirrender Phrasen auf die nur leichthin zuhörende Menge ab. Seine durch viele rollende «r» wirksam skandierte Rede handelte von unserer arglistigen Zeit, von Rrrecht und Frrreiheit, Kommunismus und chrrristlicher Tolerrranz, dicken Lehrbüchern und natürlich von der ach so arg vernachlässigten Studentenpolitik und den an selbiger ach so desinteressierten Studenten. Es war eine von hehrem Studentengeist aufdringlich geprägte Rede, und sie hätte einer 1.-August-Feier etwa in Bergtorlikon oder Hinterfultigen, bestimmt zur Ehre gereicht. Der Applaus war entsprechend stürmisch — jedenfalls von couleurstudentischer Seite her.

Rektor Hadorns versöhnliche Worte waren Balsam für die vom Vorredner geschlagenen Wunden. Er skizzierte den Studenten «im Meinungsspiegel der spalierstehenden Bürger» und liess es sich angelegen sein, dieses zum Teil nicht eben schmeichelhafte Bild mit einigen humorvollen Exkursen aufzuhellen. Entgegen der Meinung des Brandredners vertrat er die Ansicht, dass sich der Student nicht allzusehr in die Geschäfte der Alltagspolitik einmischen müsste, dass er sich vielmehr seiner eigentlichen Aufgabe, dem Studieren nämlich, widmen sollte und sich daneben für die vielfältigen Bildungsmöglichkeiten aller Art, wie sie die Schweiz im allgemeinen und Zürich im speziellen zu bieten hätten, einen offenen Sinn bewahren sollte.

Nun wurde zum «Gaudeamus» angesetzt, aber darüber kann ich nichts mehr sagen, weil ich es nur noch von weitem hörte. *Brändli*

An alle, die den «Zürcher Student» zugeschickt erhalten:

Wir bitten Euch, wenn Ihr die Adresse wechselt, eine neue Adresskarte auszufüllen und uns zukommen zu lassen. Adresskarten liegen auf in den Kanzleien von Uni und Poly.

INHALT

Seite 1:
«Der nicht geschundene Mensch ist nicht erzogen»
Kurzbericht vom Dies academicus
Zwei Gedichte von Cartavil Aluagunu

Seite 2:
Der Besuch jugoslawischer Studenten in Zürich
GStR — Ratsbericht
Aus dem VSS

Seite 3:
Kommunismus und Skifahren
Bemerkungen zur Solidaritätswoche

Seite 5:
Leszek Kolakowski:
Der Mensch ohne Alternative II
Polen

Seite 7:
Seite der Wissenschaft:
Psychologische Feldforschung

Seite 9:
Sport
Stiftung Nietzsche-Haus in Sils-Maria
Plauschecke

Seite 11:
Briefe an Wilhelmine
Die andere Hochschule
Kitschecke

Seite 12:
Theater
Der Fingerzeig
Arbeitsgemeinschaften beider Hochschulen
Der Qum-ers

CARTAVIL ALUAGUNU

Afrikanischer Harlekin

Ich bin dreitausend Jahre alt
ich habe mein Leben in Schritten verbracht
angekettet
vor und zurück
auf dem Platz
den sie mir gelassen haben.

Hannibal hat mich über die Alpen gestachelt
die Engländer haben mir die Zähne abgesägt
nun bringen sie mir mit den Haken das Tanzen bei
mir
der ich dreitausend Jahre alt bin
bemalt
bezotteltt
zum Ochsen geschändet
werde ich durch die Arena gehetzt
zum Gelächter von Kindern.

Dann schreite ich wieder
auf dem Platz
den sie mir gelassen haben
angekettet
denn sie fürchten meine schwarze Kraft
und taste mit blindem Rüssel
nach meinem verlorenen Land

Doch
es wird ein Morgen kommen
da werden meine Ketten bersten
da werden wir ziehen
aus dem verheerten Land
wir zwei
ich
und der kleine blaue Papagei
der den Weg weiss.

I'm an animal, living on the trees

Ich bin ein Tier das in Bäumen lebt
und ich verirrte mich in die Steppe
unter die Gazellen
und verlor mich und liebte sie
Gazellenbraun und Windschwarz von Augen
Ich aber war ein Tier das in Bäumen lebt.

Ich versuchte zu springen wie sie
auf zartstieligen Beinchen
wir haben gespielt mit unseren Leibern
eine Nacht
Du
und ich der ich in Bäumen lebte.

Was hast Du mir Dein Braun gegeben
und das Windschwarz von Augen
was hast Du mir Deinen Leib gegeben
eine Nacht
mir
der ich in Bäumen lebe?

Cartavil Aluagunu stammt aus Rhodesien und studiert seit zwei Semestern in Zürich.

Ankündigung

Die Nummer 4 erscheint als Sondernummer der Wohnbaukommission. Aktuelle Beiträge, Klagen und Wünsche zum Thema studentische Wohnprobleme finden in dieser Nummer ebenfalls Platz.

Der Besuch jugoslawischer Studenten in Zürich

jf. Am 1. April traf die Delegation der «Yugoslav Union of Students (YUS), welche im Rahmen des vom VSS durchgeführten Leadership-Exchange-Programms die Schweiz bereiste, — nicht ein. Die verdutzten Gesichter der «Studentenfunktionäre», welche sich am Peronausgang des Hauptbahnhofes zu einem kleinen, jedoch nicht minder würdigen Empfangskomitee formiert hatten, liessen keinen Zweifel darüber, dass man nicht nur die Atomverbotsinitiative, sondern nun auch den Jugoslawenbesuch für einen Aprilscherz hielt. Dennoch entschlossen sich die studentischen Repräsentanten, welche sich der Schmälerung ihrer Würde vor lauter Aerger kaum bewusst wurden, — ganz abgesehen davon, war man sich nicht einig, wer die Rolle des «Chefs des Protokolls» zu übernehmen habe — weitere potentielle Ankunftszeiten zu ermitteln und den sich breit machenden Unmut in der Zwischenzeit mit Rebensaft zu verdünnen. Ohne jegliche Hoffnung wurde kurz vor Mitternacht der letzte Zug abgewartet. Das neuerliche Ausbleiben der Gäste hatte ein verzweifeltes Telegramm nach Belgrad zur Folge, indessen man sich nochmals am vollen Glase erging.

Der darauf folgende Morgen brachte die ersehnte Nachricht; die Delegation traf am Abend des 2. April ein. Schwerbepackt entstiegen die jugoslawischen Studenten, wovon eine Vertreterin des schwachen Geschlechtes, der Bahn, einer fehlte, wurde jedoch für den nächsten Tag angekündigt. Beidseitig befleissigte man sich herzlicher Begrüssungsworte, ohne gewisse Anzeichen der abwartenden Zurückhaltung zu unterdrücken. Das anschliessende Nachtessen, bei dem sich die Balkanesen dem Gerstensaft nicht abgeneigt zeigten, brachte auch die Schranken zum Fallen. Mit fortwährenden Aeusserungen der Bewunderung folgten sie am Morgen des 3. April der Führung durch die Kantonsschule Freudenberg, eingehende Gespräche über die Schulorganisation zeigten in aufschlussreicher Weise die Unterschiede zwischen dem jugoslawischen und dem schweizerischen Bildungswege auf. Nicht weniger Eindruck hinterliess ein Rundgang durch die Schokoladefabrik Lindt und Sprüngli, der Empfang durch die Direktion, die Diskussionen mit Arbeitern und Angestellten. Dass der und jener Magen durch den reichlichen Konsum an süssen «Produktionsgütern» etwas Schaden nahm, tat der Stimmung keinen Abbruch. Am Abend waren die jugoslawischen Studenten bei zürcherischen Familien zu Gast, wo teils bis spät in die Nacht in eifrigen Gesprächen alles durchgegangen wurde, was die Gemüter bewegte. Ein Besuch des Nationalmuseums sowie ein Streifzug durch die zürcherischen Geschäfte, aus welchen sie nur schwer wieder herauszukriegen waren, beschloss den Aufenthalt der YUS-Delegation in Zürich, ihr nächstes Reiseziel war Bern.

Der Besuch der jugoslawischen Studenten muss nach den bisherigen Erfahrungen mit ausländischen Delegationen als Sonderfall betrachtet werden. Wenn auch die verspätete Ankunft der Gäste, welche auf die Erkrankung eines Delegationsmitgliedes zurückzuführen war, den Organisatoren des Besuchsprogrammes etliche Unannehmlichkeiten bereitete, so ist doch festzuhalten, dass sich während den restlichen Tagen auch nicht die geringste Schwierigkeit einstellte. Vorab hatte man nicht mit Sonderansprüchen, welche beim Empfang von Auslanddelegationen keine Seltenheit sind, zu kämpfen. Die Jugoslowen legten eine Bescheidenheit an den Tag, die ihresgleichen sucht. Des weitern zeigte dieses Beispiel, dass Jugoslawien und seine Studenten für eine politische, soziale, zum Teil aber auch menschliche Beurteilung aus dem Kreis der kommunistischen Staaten herausgenommen werden muss — ganz abgesehen davon, dass sich die YUS-Delegierten sehr verärgert zeigten, wenn man ihr Land mit dem Ostblock identifizierte. Bei den zahlreichen informativen und privaten Gesprächen zeigten die jugoslawischen Studenten zumindest eine Offenheit, die selbst der Unvoreingenommene nicht erwartet hätte. Ebenso erstaunlich war — wenigstens aus den Gesprächen zu schliessen — die Toleranz, die sie dem Andersdenkenden entgegenbrachten. Als erschwerende Erscheinung bei der Diskussion können angeführt werden: einerseits ihre simplifizierte Denkweise über politische, wirtschaftliche und soziale Probleme, in dem Sinne, dass sie bereits dort feste Kategorien unterscheiden, wo wir noch stark differenzieren. So ist es nicht verwunderlich, dass sie zwischen Jugoslawien und der Schweiz bedeutend mehr Gemeinsamkeiten sehen als wir. Andrerseits sind ihre Kenntnisse über die nichtkommunistische, vor allem aber über die kommunistische Welt, ungenügend, was zweifellos auf eine schlechte Information in ihrem Lande schliessen lässt. Die menschlichen Kontakte, die beim Besuch der jugoslawischen Studenten hergestellt wurden, dürfen in ihrer Bedeutung nicht unterschätzt werden und gereichen sicher zum beiderseitigen Vorteil. Zwischen den Studentenschaften der Universitäten Novi Sad (Jugoslawien) und Zürich wurde kurze Zeit später in Zürich ein Abkommen über vermehrte Austausche unterzeichnet und durch die beidseitigen Legislativorgane bereits genehmigt. Dieser Vertrag wird, sobald die rechtlichen Voraussetzungen endgültig bereinigt sind, Anlass zu einer näheren Erörterung an dieser Stelle geben.

GStR Ratsbericht

Sitzung vom 7. Mai

Ein *Protokoll*-Führer hat es nicht leicht. Während er sich nach dem Namen der ihm unbekannten Redner erkundigt, werden die Geschäfte weiter vorangetrieben und er verliert den Faden. In der vorletzten Sitzung musste schnell noch ein Ersatz-Protokollführer bestimmt werden. Es war ihm unmöglich, mit der gleichen Schnelligkeit, mit der im GStR gearbeitet wird, mitzuschreiben, und so kam es, dass er sich einiges falsch oder ungenau notierte. Dass sein Protokoll jetzt nicht genehmigt wurde, ist weniger sein eigener Fehler als derjenige der Umstände. Auch über frühere Protokolle gingen immer Reklamationen ein. Wir wünschen der neuen Protokoll-Führerin viel Erfolg und eine möglichst schnelle Hand.

Der kurze, genaue *Semester-Bericht* von J. Fulda wurde ohne Einwände genehmigt, ebenso die Rechnung für das Wintersemester.

Das *Budget* für das Sommersemester wurde durch einige zusätzlich beschlossene Ausgaben so sehr belastet, dass dem Quästor kaum noch ein Spielraum bleibt. Der Präsident und der Vizepräsident des KStR erhalten eine längst fällige Erhöhung der Entschädigung für ihre Arbeit um je Fr. 100.— pro Semester. Auch den Redaktoren des «Zürcher Student» wurde eine Erhöhung der Besoldung bewilligt, allerdings vorbehältlich eines gleichen Beschlusses des Poly, um eine ungleiche Besoldung von Uni- und Poly-Redaktoren zu vermeiden. Die Arbeitsgemeinschaften, deren Defizit von rund Fr. 400.— (Budget: Fr. 800.—!) einigen Staub aufwirbelte und denen daher auch keine Décharge für die Rechnung erteilt wurde, erhielten eine Erhöhung des Beitrages der Uni um 200 auf Fr. 600.— zugeteilt. Hoffen wir, dass das Budget der Studentenschaft für das Sommersemester die äusserste Anspannung erträgt und dem geplagten Quästor keine schlaflosen Nächte bereitet.

Zur Prüfung des von Paul D. Kennel eingebrachten Entwurfs zu einer dringend notwendigen *Totalrevision der allgemeinen Geschäftsordnung* wurde eine Kommission eingesetzt. Für seine Arbeit wurde dem Initianten viel Lob erteilt. Da war endlich einer, der nicht bloss fand, man sollte eigentlich, sondern die nötige Vorarbeit gleich selber besorgte.

Die *Unibar*-Kommission bemüht sich weiter, eine Verbesserung der Verpflegungsmöglichkeiten zu erreichen.

Ebenso gehen auch die Arbeiten um eine Abklärung der Möglichkeiten für die Herausgabe von *vervielfältigten Vorlesungen weiter*. Es fehlen noch die Berichte der meisten schweizerischen Universitäten und von einigen unserer Fakultäten.

Zum Schluss sei noch auf den speziellen Bericht über den Vertrag zwischen den Studentenschaften der Universitäten Novi Sad und Zürich verwiesen.

ro. sch.

Aus dem VSS

Vorerst möchte der Berichterstatter die Redaktion des Zürcher Studenten zur Schaffung einer Rubrik «VSS» beglückwünschen. Man ist es ja sonst gewohnt, vom Verband der Schweizerischen Studentenschaften nur zu lesen, wenn wieder einmal eine Bombe geplatzt ist. Nun — es gibt im VSS auch weniger sensationelle, dafür umso praktischere Probleme.

Erst kürzlich ist die Internationale Solidaritätswoche zu Ende gegangen, die zum Ziele hatte, über die schwierige Lage der farbigen Studenten in Angola und Südafrika zu informieren und ihnen zu helfen. Die Aktion fand an den meisten Hochschulen guten Anklang, und es ist zu hoffen, dass wir mit dem Erlös der Sammlung recht vielen unterdrückten Kommilitonen ein Studium ermöglichen können.

Vor kurzem fand mit der Rückkehr der fünfköpfigen Schweizerdelegation das Leadership-Exchange-Programm mit dem jugoslawischen Studentenverband seinen Abschluss. Während fast drei Wochen hatten sich die beiden Nationaldelegationen in den Gastländern aufgehalten und nach den ersten Aeusserungen waren sowohl der Besuch der Jugoslawen bei verschiedenen VSS-Sektionen wie auch die Reise der Schweizergruppe sehr aufschlussreich und lohnend.

Am 7./8. Juni wird in Basel die Generalversammlung alle VSS-Sektionen zusammenführen. Aus der umfangreichen Traktandenliste seien nur die wichtigsten Probleme hier erwähnt: In der vieldiskutierten Frage der Nachwuchsförderung liegt der Entwurf des Bundesrates zu einer Ergänzung von Art. 27 der Bundesverfassung vor, mit dem Ziel, durch Bundesbeiträge den Kantonen vermehrt Möglichkeiten zu geben, Stipendien auszuschütten. Die Schaffung einer wirksamen schweizerischen Studentenkrankenkasse soll ebenfalls ihrer Verwirklichung einen Schritt näher gebracht werden. Die Zusammenarbeit mit den Studenten aus Entwicklungsländern in der Schweiz wirft eine Menge praktischer Fragen auf und auch das Programm für weitere Studentenaustausche wird einige Diskussionen benötigen.

Der Sommer wird bedeutungsvolle Entscheidungen in der internationalen Studentenbewegung bringen, denn beide grossen Weltverbände führen ihre Kongresse durch, die International Student Conference (ISC) in Kanada und die International Union of Students (IUS), die unter kommunistischem Einfluss steht, in Leningrad. Der VSS will dabei vor allem im Hinblick auf die Studenten aus den Entwicklungsländern seinen Einfluss geltend machen.

Im Moment wird die Aufmerksamkeit des VSS vor allem durch die Schwierigkeiten der portugiesischen Studenten in Anspruch genommen, die um die Versammlungs- und Pressefreiheit kämpfen.

Heinz Egli

Ein Toter spielt Klavier

Muss die Gemeinde diese Rolle im grossen Orchester unsrer Demokratie übernehmen? Soll sie zu einer rein administrativen Einheit unseres Staatswesens werden und damit ihre Autonomie durch Verstädterung und infolge der im Zusammenhang mit der technischen Entwicklung zu lösenden grossen Aufgaben preisgeben?

Unsere Antwort: «Die Gemeinde ist die Kernzelle unseres Staates. Ohne selbständige Gemeinden ist die zürcherische Demokratie in ihrer heutigen direkten Form nicht denkbar. Im kleinen überblickbaren Raum lernt der Bürger die Spielregeln der Demokratie kennen und erlebt den Staat in der Detailarbeit des Alltags.»
(Aus dem Gyrenbad-Programm)

Die Harmonie unseres Landes ist nicht auszudenken ohne das Spiel lebendiger Gemeinden!

Freisinnige Partei des Kantons Zürich

Viel Vergnügen mit Coca-Cola!

Ist es eine Dampferfahrt auf einem unserer lieblichen Seen — oder führt Ihre Reise gar über alle Meere? Auf jeden Fall viel Vergnügen — mit prickelndem «Coca-Cola». Köstlich kühles «Coca-Cola» ist die richtige Erfrischung auf kurzen wie auf langen Reisen.

Ein Tip zur Abwechslung: ½ Zitrone in ein Glas auspressen, mit «Coca-Cola» auffüllen.

Refresca AG Zürich
Konzessionierter Fabrikant für die Rayons Zürich und St. Gallen

S 803 d

Kommunismus und Skifahren

Vorwort

Irgendwann einmal äusserte ein Student unserer kleinen Stadt die Idee, man sollte über Kommunismus diskutieren. Der Gedanke blieb haften, und daraus wuchs schliesslich ein Skilager mit 30 Studentinnen und Studenten. Natürlich kamen die meisten nicht wegen der angekündigten Diskussionen mit, sondern sie wollten skifahren und Freunde finden.

Absichtlich hatten wir eine Skihütte gesucht, die abseits lag. Wir waren dadurch ganz auf unsere gemeinsamen geistigen und körperlichen Kräfte angewiesen. Auch gab es dort oben nichts, was ablenkte, und abends fanden sich immer ganz von selbst alle in der Stube zusammen — weil nur dort Petrollampen hingen. So wirkte schon der äussere Rahmen wie eine zusammenhaltende Klammer.

Ich zweifelte trotzdem, ob wir unsere Bande zum Diskutieren bringen würden. Wer schlägt sich schon in den Weihnachtsferien freiwillig mit solchen Dingen herum? Es gelang. Es gelang sogar viel besser, als wir geträmt hatten. Noch kaum je habe ich derart homogenen Diskussionen beigewohnt. Der Gemeinschaftsgeist, genährt durch Erlebnisse bei Aufstieg und Abfahrt, beim Kochen und Aufräumen, wirkte sich im geistigen Bereich sehr fruchtbar aus.

Bildungsmässig durften wir nichts voraussetzen. Jeden Abend gab darum ein Student eine Einführung in einen bestimmten Problemkreis. Daraus ergab sich dann von selbst ein Gespräch. Wir konnten die Probleme nur streifen. Das Lager vermochte eigenes Studium nicht zu ersetzen. Unser Ziel war vielmehr, die Studenten von einem allzu oberflächlichen Antikommunismus weg zu eigenem Denken zu führen. Sie wollten erfahren, dass die kommunistische Ideologie faszinierende Aspekte hat, sie sollten die Schwächen des Westens sehen. Vor allem sollten sie Für und Wider selber abwägen lernen, anstatt fertige Urteile zu übernehmen.

Das Schwergewicht der Diskussion lag immer bei der Frage des Gleichgewichts zwischen persönlicher Freiheit und Gemeinschaft. Wenn wir schon dem Kommunismus dieses Prinzip entgegenhielten, was lag näher als der Versuch, diese Idee von unserer Gemeinschaft nicht nur zu besprechen, sondern auch konkret in unserem Zusammenleben zu verwirklichen? Bewusst oder unbewusst wurde dies wahrscheinlich für jeden unserer Studenten Mitte und Auftrag unseres Lagers, so dass hier für einmal aus der Diskussion Leben geworden ist.

Tagebuchnotizen

18. August

... Auf der Heimreise machte Urban den Vorschlag, Diskussionen über Kommunismus zu organisieren.

19. September

Plötzlich habe ich einen fertigen Plan in mir: ein Skilager für Studenten.

Ort: eine möglicht abgelegene Skihütte.

Zeit: zwischen Weihnacht und Neujahr.

Teilnehmer: Studentinnen und Studenten unseres Städtchens.

Art: Skifahren und Diskussionen über Kommunismus.

Ziel: Nicht bloss «darüber reden», sondern in unserm Kreis zu verwirklichen versuchen, was wir als Idee verteidigen.

2. Dezember

Viererkonferenz. Jeder von uns übernimmt ein Thema: Heiner: «Die philosophischen Grundlagen», Urban «Die historische Entwicklung», Herr Kaplan «Christentum und Kommunismus» und ich «Kommunistische Literatur». Im Lager wird jeder eine kurze Einführung in sein Thema geben und nachher die Diskussion leiten.

10. Dezember

Es haben sich 12 Studentinnen und 18 Studenten gemeldet.

16. Dezember

Küchenkonferenz. Für jeden Tag hat ein Mädchen die Verantwortung in der Küche übernommen. Jede hat sich einen Gehilfenstab ausgesucht.

26. Dezember

Heute, einen Tag vor der Abreise, möchte ich die ganze Sache am liebsten fallen lassen. Der grössere Teil der Bande will von Diskussionen überhaupt nichts wissen. Skifahren und tanzen! Eigentlich begreiflich.

27. Dezember

Nach dem Aufstieg nach Radons Putzschlacht, Kampf mit dem Holzherd, mit Russ und Rauch. Langsam bekommt die Hütte ein Gesicht.

Es gibt nur 2 Petrollampen im ganzen Haus. Abendessen bei Kerzenlicht. Es macht die Gesichter ruhig und schön.

Heiner stellt die Frage: «Wie denkt ihr euch das Lager?» Die Klippe ist übersprungen. Unvermerkt hat die Diskussion begonnen. Sie wollen nicht bloss gegen den Kommunismus sein. Sie wollen sich klar werden, was sie eigentlich verteidigen. Sie wollen einen Gegenbeweis *leben*.

Eine Stunde später. Es ist Johannestag heute. Herr Kaplan hat das priesterliche Gewand angelegt, blau und golden. Er hat Wein gesegnet, wie es an diesem Tag Brauch ist. Nun reicht er jedem den Kelch: «Trinke die Liebe des heiligen Johannes!» Da sind mir dunkle Worte aus der Patmoshymne deutlicher geworden:

«. . .; denn
Es liebte der Gewittertragende die Einfalt
Des Jüngers und es sahe der achtsame Mann
Das Angesicht des Gottes genau,
Da, beim Geheimnisse des Weinstocks, sie
Zusammensassen, zu der Stunde des Gastmahls
Und in der grossen Seele, ruhigahnend,
den Tod
Aussprach der Herr, und die letzte Liebe,
denn nie genug
Hat er von Güte zu sagen
Der Worte, damals, und zu erheitern, da
Er's sahe, das Zürnen der Welt . . .»

Gig, die Fünfzehnjährige, hat es auf ihre Weise verstanden. Sie leckt sich das Mäulchen: «Ich habe nicht gewusst, dass die Liebe des heiligen Johannes so ist, so süss.»

28. Dezember

Aerger. Die Küchenmannschaft ist eine Stunde zu spät angetreten. Statt Holz zu spalten, führen sie grosse Reden. Auf dem Küchenboden taut das Eis. Sie stehen im Pflutsch . . .

29. Dezember

Die Küche klappt.

Diskussion über kommunistische Gedichte.

«Wer ist überall der Erste?
Das ist Fritz, der Traktorist!
Ob's im Pflügen oder Säen
oder ob's im Lernen ist . . .»

«Sie hat uns alles gegeben.
Sonne und Wind. Und sie geizte nie.
Wo sie war, war das Leben.
Was wir sind, sind wir durch sie . . .»
(die Partei)

Gähnende Langeweile und Ersatz für Religion.

Andere Gedichte lassen uns lange nicht mehr los:

«Nacht. Ich schreite durch die Stadt.
Schweigsam ist sie, versteint,
erstarrt unter schwerer Staubschicht.
Ein Hanswurst blickt mich an, wie ich vorbeigeh
und schweigt,
wie diese leeren Häuser,
wie dieser Sozialismus, den es mit lebendigen
Menschen erst zu bevölkern gilt.»

Auf einmal verläuft die Grenze nicht mehr starr zwischen West und Ost. Hier wie dort die Suche nach dem «lebendigen Menschen», hier wie dort Versteintes, Erstarrtes, Staub. Frage nach dem, was lebendig macht.

30. Dezember

Aufstieg im Föhnsturm. Vor uns fliegt lautlos ein weisser Vogel auf. Wolkenwände. Auf dem Grat Eisnadeln, die im Gesicht wie Feuer brennen. Beinahe kriechend erreichen wir den Gipfel.

Die Ordnung im obern Stock ist mit einem anständigen Wort gar nicht mehr zu benennen. Ich jage mit dem Besen durch die ganze Hütte. Eine vorwurfsvolle Bemerkung kann ich mir ersparen, die machen sie einander selber, jeder natürlich dem andern. Später stellt sich Jakob vor mich hin: «Du gleichst meiner Mutter.» Ich schaue ihn fragend na. «Weisst du, sie räumt mir jeweils auch den Schlag auf.» Seine Mutter ist eine vorzügliche Frau. Er hat sie gern. Darum danke ich ihm für sein Kompliment.

Ich wundere mich, dass die Jüngeren nicht längst aus der Diskussion fortgeschlichen sind. Geradezu heroisch versuchen sie, sich im Fremdwörterdschungel durchzuschlagen.

31. Dezember

Silvesternacht. Wir tanzen zu Jazzmusik. Um Eva und Ernst bildet sich auf einmal ein Kreis von Zuschauern. Licht und Schatten wechseln auf den Gesichtern der beiden Tanzenden. Im Sich-Lösen und Wieder-Finden spielen sie das ewige Gesetz zwischen Mann und Frau, das Gesetz des Lebens selbst. Freiheit und Ordnung fliessen in ihren Bewegungen ineinander zu reiner Schönheit. Gleich danach legt Christoph Corellis Weihnachtskonzert auf. Merkwürdigerweise ist der Gegensatz nicht unerträglich. In der letzten Stunde des Jahres wird uns diese Erfahrung tiefster Einheit geschenkt. Wir werden still dabei. Herr Kaplan spricht in die Stille hinein. Seine Worte vertiefen das Schweigen, zerreissen es nicht.

Mörikes Neujahrsgruss:

«In ihm sei's begonnen,
Der Monde und Sonnen
An blauen Gezelten
Des Himmels bewegt!
Du, Vater, du rate!
Lenke du und wende!
Herr, dir in die Hände
Sei Anfang und Ende,
Sei alles gelegt!»

Heldenhaft verteidigte Veltlinerflaschen tauchen auf. Das Fest geht weiter.

Neujahr

Um 5 Uhr morgens Tagwache.

Jeder schreit im Dunkeln nach seinen Sachen. Das Durcheinander scheint heillos. Die Stube ist wie eine ruhige Insel. Herr Kaplan hat nochmals den Tisch bereitet, damit wir Abendmahl halten.

Später fügt sich alles ohne Befehl. Unversehens ist das Haus gewischt, der Abfallhaufen zugedeckt, die letzte Pfanne geputzt.

In Grüppchen fahren sie weg. Das Haus wird still. Seltsam umfängt mich auf einmal seine Leere.

* * *

Sie nennen sich nun «Halunggen», weil der Ruf in den Bergen weithin tönt.

Bei Madeleine daheim treffen sie sich, um zu musizieren.

Zwischen Rorschach und St. Gallen findet man sie im hintersten Wagen. Sie diskutieren, manchmal überlaut, das Buch «Der Sowjetmensch».

Zwei, drei Verschlossene haben in Radons einen Freund gefunden.

Jakobs Vater hat sein Haus für einen Halunggenball zur Verfügung gestellt.

Annemarie Hasler, phil. I

Bemerkungen zur Solidaritätswoche

In der Woche vom 14. bis 19. Mai wurde an beiden Zürcher Hochschulen eine Woche der internationalen Solidarität durchgeführt, deren Zweck es sein sollte, die Verbundenheit der Zürcher Studenten mit den Studenten aus Angola und Südafrika zu bekunden. Kennzeichnend für diese Woche war eine geradezu katastrophal geringe Beteiligung, die, wenn nicht zu Besorgnis, so doch zu einigen Ueberlegungen Anlass geben kann.

Die Situation der aus politischen Gründen geflüchteten Studenten aus den beiden Ländern ist derjenigen der ungarischen Studenten sehr ähnlich. Für die letzteren wurde im Laufe der vergangenen Jahre regelmässig eine Unterstützungsaktion durchgeführt, die sich jedesmal einer beachtlichen Beteiligung erfreute. Warum war aber das Interesse an der Solidaritätswoche — die in erster Linie eine moralische Unterstützung für die farbigen Studenten sein sollte — so gering?

Wenn den ungarischen Studenten eine so erfreulich grosse Unterstützung zuteil wurde, liegt dies zweifellos in hohem Masse darin, dass diese Hilfsaktion den Schweizern bis zu einem gewissen Grade eine — bewusste oder unbewusste — Abwehr gegen den Kommunismus bedeutete, und Kommunismus heisst hier — man erlaube eine unpopuläre Aeusserung — nicht nur diejenige Gewalt, die ein uns fremdes Volk unterdrückt, sondern ebensosehr eine Macht, die auch für *uns* eine drohende Gefahr darstellt. Im Handumdrehen erklärt sich die spontane Hilfsbereitschaft, denn die Selbstlosigkeit steht unauffällig auf dem festen Grund der *Selbst*hilfe. Ausserdem liegt Ungarn nicht allzu weit, aber auch nicht allzu nahe an unseren Grenzen.

Anders verhält es sich mit Angola und Südafrika. Man kennt die beiden Länder aus einer beinahe exotisch zu nennenden Ferne, und die Flüchtlinge, denen wir in unseren Universitäten zuweilen begegnen, scheinen uns ihrer dunklen Hautfarbe wegen um einiges fremder als die Ungaren, deren charmanter Akzent beinahe unwillkürlich die Vorstellung von Czardas und Filetgouljas-Stroganoff mit Paprikasauce heraufbeschwört; und die kennen wir ja aus Operetten und eleganten Restaurants und empfinden sogleich eine gewisse Verbundenheit. Diese Verbundenheit fehlt allerdings gegenüber den farbigen Studenten: Der Kampf um die Unabhängigkeit, der sie zu den Flüchtlingen gemacht hat, die wir kennenlernen, spielt sich in grösster Ferne ab: unmittelbare Gemeinsamkeiten in der Auseinandersetzung sind auf Anhieb nicht zu erkennen: Das Interesse erlahmt.

Dies ist nicht nur bedauerlich, sondern sogar falsch. Denn der Kampf um die Unabhängigkeit, gleichgültig gegen wen er sich richtet, bedarf unserer Teilnahme, unserer moralischen Unterstützung, wollen wir unsere Behauptung rechtfertigen, dass wir objektiv für die allen gehörende Freiheit ideell kämpfen wollen. Auf weite Sicht betrachtet haben auch wir an der Freiheit oder Unfreiheit eines ferngelegenen afrikanischen Staates und besonders seiner geistig bedeutenden Einwohner, zu denen die heute noch exilierten Studenten gehören, unseren Teil. Setzt sich dort, ohne dass wir auch nur moralisch der guten Sache unsre Unterstützung leihen, das Unrecht fest, so werden auch wir, früh oder spät, darunter zu leiden haben.

Michel Haymann, iur.

Grösste Sorgfalt in jeder Produktionsstufe

- Druckfertigmachen des Manuskriptes durch Spezialisten
- Nur erstklassige Maschinensetzer mit langjähriger Erfahrung im wissenschaftlichen Satz
- Überdimensionierte Korrekturabteilung: Drei Korrektorinnen auf fünf Maschinensetzer, deshalb hervorragend korrigierte Korrekturabzüge

erspart Ihnen viel unnötige Vorbereitungs- und Korrekturarbeit und macht uns weit und breit zur preiswertesten Spezialdruckerei für Dissertationen

VERLAG P. G. KELLER Winterthur
Büro nur in Zürich-Witikon: Im Brächli 15
Telephon 34 96 66 und 24 10 03

Alkoholfreies Restaurant
Tanne
Tannenstrasse 15
vis-à-vis Poly
empfiehlt sich für
Ihre Verpflegung
Abonnements à Fr. 25.—
mit Fr. 1.— Ermässigung
auf 10 Essen
Preiswert sind unsere
Frühstücke à Fr 1.— / 1.20
Kein Trinkgeld

Coiffeur E. Hotz
Zürich 1 Rindermarkt 19
Für Studenten
Ermässigung Haarschneiden
ausgenommen am Samstag
Dienstag den ganzen Tag geschlossen

Wer zeichnet — kennt Racher
Im Herzen der Altstadt, mitten in Zürichs Künstlerquartier, an der Marktgasse 12 (beim Rathaus), finden Sie die grösste Auswahl an Zeichen- und Malmaterial
Reissbretter
Winkel
Reisschienen
Zeichenpapiere

Reisszeuge
Rechenschieber
Zeichen-Maschinen
Schablonen

Farben, Papiere und Pinsel für alle Mal-Techniken

Racher
& CO. AG. MARKTGASSE 12
ZÜRICH 1 TEL. (051) 24 66 55

Kenner kennen KENT

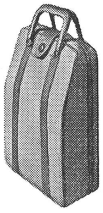
KENT gehört zu den erfolgreichsten Filter-Cigaretten der Welt. Nur KENT besitzt den neuen Micronite-Filter!

King Size 1.30/Box 1.20

nur *Olivetti Lettera 22*

hat die wesentlichsten Vorteile einer modernen Büromaschine bei kleinster Dimension und geringstem Gewicht. Automatischer Setz - Tabulator, Segmentumschaltung, dreifache Zeilenschaltung, Anschlagregulierung, beidseitiger Wagen-Freilauf. Gewicht: 3,7 Kg. Höhe: 8,5 cm.

Fr. 328.–



Spezialkonditionen für Studenten bei Zentralstelle der Studentenschaft und S.A.B

OLIVETTI (SUISSE) S. A. Zürich 3 Steinstrasse 21

Der Buchhändler

stellt Ihnen seine Erfahrung zur Verfügung und bedient Sie zuverlässig

10% Rabatt für Studenten mit Legi

Für elektrische Rasierapparate gehen Sie am besten ins Spezial-Geschäft mit der grossen Auswahl und dem eigenen Reparatur-Service

Electras im Zentrum von Zürich Talacker 34 (Kaufleute), ✆ 27 61 44

Electras

Eine Runde voraus

ist der **Juris-Verlag.** Alle Dissertationen — ob Buchdruck, ob Fotodruck — werden im eigenen Betrieb gedruckt. Der Umweg über den auftrags**vermittelnden** Verleger fällt weg. Die Lieferzeiten sind **kurz,** die Termine werden **pünktlich** eingehalten, die Preise sind sehr **günstig.** Papier, Farbe, überhaupt alle Hilfsstoffe, werden ausschliesslich in der **Schweiz** eingekauft. Die Arbeitslöhne kommen der **schweizerischen** Wirtschaft zugut.

Sie **sehen** den Betrieb, in welchem Ihre Arbeit gedruckt wird. Besondere Schwierigkeiten können Sie mit dem Setzer **direkt** besprechen. Sie können sogar diktieren. Dass alle Abzüge von uns korrigiert werden, ist selbstverständlich.

Gerne erwarten wir Ihren Besuch in unserem zentral gelegenen Büro, zwei Minuten vom Paradeplatz.

Dr. H. Christen
Juris-Verlag
Zürich 1, Basteiplatz 5/Talstrasse
Tel. (051) 27 77 27

TEA ROOM LUNCH ROOM

Wellenberg

AM HIRSCHENPLATZ
BEI DER ZENTRALBIBLIOTHEK

Studenten mit Legi auf Essen 10%

Zürich
Institut **Minerva**

Repetitionskurse:
Vordiplome ETH und Propädeutikum für Mediziner

Maturität Handelsschule
ETH Arztgehilfinnenschule

VORSORGEN SCHÜTZT VOR SORGEN

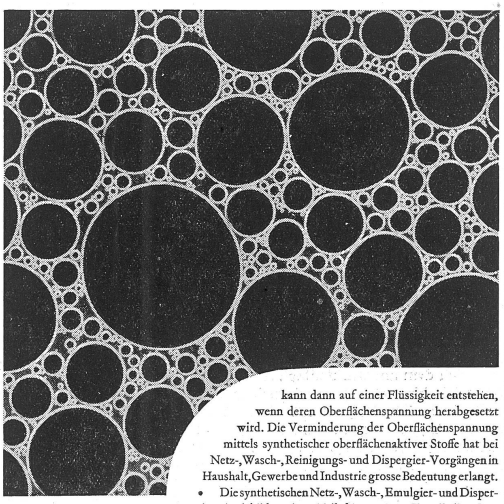
«ZÜRICH»
Versicherungs-Gesellschaft

Wir bringen das gute, würzige

ZÜRCHER BIER

BRAUEREI A. HÜRLIMANN A/G ZÜRICH
LÖWENBRÄU ZÜRICH AG. ZÜRICH
BRAUEREI WÄDENSWIL, WEBER & CIE.

Schaum...



kann dann auf einer Flüssigkeit entstehen, wenn deren Oberflächenspannung herabgesetzt wird. Die Verminderung der Oberflächenspannung mittels synthetischer oberflächenaktiver Stoffe hat bei Netz-, Wasch-, Reinigungs- und Dispergier-Vorgängen in Haushalt, Gewerbe und Industrie grosse Bedeutung erlangt.

• Die synthetischen Netz-, Wasch-, Emulgier- und Dispergiermittel bilden einen Teil des grossen Chemikalien-Sortiments von SANDOZ. Auch auf dem Gebiet der Farbstoffe und Pharmazeutika arbeiten SANDOZ-Forscher an der Entwicklung stets neuer und verbesserter Qualitätsprodukte.

SANDOZ AG

Lichtpausen
Plandruck
Offsetdruck
Photokopien
Dissertationen

Ed. Truninger
Uraniastrasse 9
Zürich 1
Tel. (051) 23 16 40

ACADEMIA Plastic

Die beliebten

BIELLA-Kollegbücher

in farbig Plastik und Kunstleder finden Sie in reicher Auswahl im Papeterie- und Bürofachgeschäft.

Immer **BIELLA** verlangen und Sie sind zufrieden.

Das Buch des Semesters

Leszek Kolakowski:
II. Der Mensch ohne Alternative

Versuchen wir, die Gedankengänge von Kolakowski weiter zu verfolgen, in dem wir anhand seiner eigenen Darstellung die Situation, die ihn zum Schreiben veranlasst, und seine Antwort auf sie kennen- und verstehen lernen.

Der Titel des Buches, «Der Mensch ohne Alternative», weist auf eine Konfliktsituation hin, deren Grundthema unser Autor immer wieder in verschiedenen Variationen abwandelt. Es geht um die Frage: Wie ist politische Existenz für jenen möglich, der unter den Bedingungen des Stalinismus leben muss, dem aber dieses System fragwürdig geworden ist? Die stalinistische Wirklichkeit erweist sich nicht nur als eine der nackten Gewalt, sondern in ihr kommt eine geistige Macht zum Ausdruck, die eine Art Hypnose ausübt, den Blick für die Realität verzerrt und damit jenen Kräften den Weg versperrt, welche die gesellschaftlichen Bedürfnisse lebendig zum Ausdruck bringen.

Unter dem Stalinismus lebt der politische Mensch in einem Zwiespalt. Es kann für ihn kein echtes Engagement geben, weil politische Aktivität nur unter Verzicht auf eigene schöpferische Anteilnahme an den politischen Entscheidungen möglich ist. Ihm steht bloss die Alternative offen, sich als «Realist» der Wirklichkeit zu fügen oder sich ihr innerlich loszusagen, daraus die Konsequenzen zu ziehen und — sich zwangsläufig jeglicher politischer Tätigkeit enthaltend — ins geistige Exil zu gehen. Vor dieser Situation steht Kolakowski, und sie beunruhigt ihn. Unablässig kreisen seine Gedanken um die Frage nach einer dritten Möglichkeit. Um seine Versuche nach einer Antwort zu verstehen, müssen wir die Analyse des Stalinismus, die er uns in seinem Aufsatz «Verantwortung und Geschichte» gibt, kennen. Er schreibt dort:

«Tatsächlich ging der Stalinismus immer so vor, dass er Situationen schuf, in denen jede Kritik an ihm objektiv und automatisch zu einer Befürwortung der Reaktion, zu einer Solidaritätserklärung für den Imperialismus der kapitalistischen Welt wurde. Der Stalinismus machte jede soziale Kritik dadurch wirkungslos, dass er sie ständig in eine konterrevolutionäre Position umzudeuten versuchte. Daher waren die am weitesten links stehenden Kräfte, also diejenigen, die den kommunistischen Ideen am nächsten standen, immer Gegenstand seiner wütendsten und brutalsten Angriffe. Niemand wurde so tödlich gehasst, so fürchterlich politisch und polizeilich verfolgt wie jene unabhängige Linke und alle kommunistischen oder den Kommunisten nahestehenden Bewegungen, die sich der stalinistischen Doktrin und Praxis gegenüber kritisch verhielten.» (S. 70)

In der Verfemung jener Leute, die im Namen des Kommunismus den Stalinismus kritisierten, sieht Kolakowski nun das Symptom für einen entscheidenden Charakterzug dieses Systems. Ueberall dort, wo der Häretiker als gefährlichster Feind einer politischen oder religiösen Organisation betrachtet wird, besteht innerhalb dieser Organisation die Tendenz zur Reinhaltung und Konservierung der Ideologie, zu der sie sich bekennt. Das Dogma als Inbegriff der Lehrsätze einer solchen Gruppe besitzt für diese eine Art sakrale Qualität, es wird zu einem Garanten der Wahrheit und damit zum Selbstzweck. Es ist nicht mehr Werkzeug, das sich den wandelnden Bedürfnissen einer Gruppe, denen es dienen sollte, anpasst und sich «auf dem Wege natürlicher Assimilation und eines Stoffwechsels mit der Aussenwelt» modifiziert. Die einzige Beschäftigung mit ihm ist Interpretation, welche aber stets nur einer bestimmten höchsten Instanz erlaubt ist. Diese besitzt damit das Monopol, über Wahrheit und Unwahrheit zu entscheiden. Es handelt sich hier also wieder um Gedankengänge, welche in engstem Zusammenhang mit dem schon besprochenen Phänomen des «institutionellen Marxismus» stehen. Hier interessiert Kolakowski aber eine ganz besondere Seite dieser Erscheinung. Wenn nämlich die Reinhaltung des Dogmas ein Ziel um jeden Preis darstellt, ist die Abwehr aller äusseren Einflüsse eine höchst wichtige Aufgabe der Organisation. Kolakowski meint, diese Charakterzüge seien allgemein symptomatisch für Sekten. Das Weltbild des Sektierers besteht eben ausschliesslich aus Anschauungen über die Dinge des Lebens, die von der das Dogma verwaltenden Instanz offiziell formuliert und damit auf jenes selbst zurückgeführt sind. In der Gewissheit des Heils sind alle «Gläubigen» miteinander verbunden, und es kann dementsprechend zwischen ihnen keinerlei Meinungsverschiedenheiten geben. Das Aeusserste, was ihnen erlaubt ist, ist keine Meinung zu haben. Deshalb muss auch die Sekte ihrem Wesen nach antirevisionistisch sein, ansonst sie der inneren Auflösung verfällt. Jeder, der in einem noch so geringen Punkte seine eigene Auffassung gegen diejenige des Dogmas stellt, erschüttert dessen grundsätzliche Anerkennung und geht damit des Heils derer, die an es glauben, verlustig. Es gibt nur totale Unterwerfung oder totale Gegnerschaft. Der Revisionist gehört zur Kategorie der Gegner, weil er wie diese seine autonome Vernunft über das Dogma setzt und damit eine Todsünde begeht. «Die Welt zerfällt in Verdammte und Erlöste, in das Reich Gottes und das Reich des Teufels, und die Grenze zwischen ihnen ist weniger zweifelhaft als die zwischen Berg und Tal. Sie verläuft durch alle Lebensgebiete: Jede Tatsache, jeder Gedanke, jedes Teilchen in der Materie des sozialen Lebens ist auf ewig von dem Mal seiner Zugehörigkeit zu einem der beiden Reiche gekennzeichnet.» (S. 73)

Nun war der Stalinismus eine mächtige Sekte und es gelang ihm, seine dualistische Vision auch der übrigen Welt aufzudrängen. «Der Stalinismus hat seine Gegner dadurch bestimmt, dass er sich selbst bestimmte» (S. 74). Wer nach dieser Definition nicht weiss war, war schwarz. Dieses Schema von der Zweiteilung der Welt in das Reich Gottes und das Reich des Teufels war so wirksam, dass alle Differenzierungen der Wirklichkeit ihm gegenüber verblassten und jedermann (selbst gegen seinen Willen) von ihr bestimmt wurde. Jede Kritik am Stalinismus wurde zum vorneherein zur Verräterei; und der rechte Kommunist war der, der den Massnahmen der Hüter des Stalinismus bei jeder Kehrtwendung opportunistisch neuen Beifall zollte. «Indem er (der Stalinismus) die Vorzüge dieser Situation ausnutzte und sie durch die Metaphysik von den zwei Kräften und durch die Theorie von der unvermeidlichen Polarisation des sozialen Lebens sanktionierte und jede Kritik als automatischen Beitritt zum Lager der Reaktion diffamierte und dadurch verhinderte, hat der Stalinismus der Linken die fatale Wahl zwischen Himmel und Hölle aufgezwungen. Wer aber der Meinung war, dass dies nur eine Wahl zwischen zwei Formen der Hölle sei, galt nicht als Gegner beider, sondern als Anhänger der feindlichen Hölle.» (S. 80)

Das ist die «stalinistische Erpressung mit der einzigen Alternative». Sie verhinderte zum vorneherein das Aufkommen einer dritten sozialen Kraft, weil diese die «Einheit des sozialistischen Lagers» gesprengt hätte.

Wie ist es aber in dieser Situation möglich, für eine politische Erneuerung einzutreten? ja sich überhaupt politisch zu engagieren? Es scheint nur die Möglichkeit übrig zu bleiben, sich auf den Hort des eigenen Gewissens zurückzuziehen und auf jede politische Aktivität zu verzichten. Diese Haltung hat den Vorteil, dass sie ein unabhängiges Urteil über die Geschehnisse gewährt. Man erwehrt sich der Vergewaltigung durch die einzige Alternative durch eine réservation mentale. Es ist die Haltung des Moralisten, der sich vor der Wirklichkeit innerlich nicht beugt, seine Ueberzeugung aber nur dadurch retten kann, dass er jede Einflussnahme auf die Realität preisgibt. Kolakowski nennt diese Moralisten «Clerks» oder «Schöngeister». Daraus ersieht man, dass ihm diese Haltung nicht als echter Ausweg aus dem Dilemma vorkommt. Sie ist eine Frucht der machtmässigen und geistigen Wirksamkeit des Stalinismus. Wenn wir an die Zeit denken, da Kolakowski diese Gedanken niederschrieb — es war 1957, nach dem «polnischen Oktober» — und das Folgende berücksichtigen, wird uns verständlich, dass der ganze Aufsatz eigentlich eine Stellungnahme gegen die «Clerks» darstellt.

Die bei der Analyse des Stalinismus zutage getretenen Wesenszüge dieses Systems, die Konservierung der Ideologie und ihre Einhüllung in eine undurchdringliche Schutzhülle sind für Kolakowski Anzeichen eines altersbedingten sozialen Todes dieser Sekte. «Das Phänomen des Sektierertums im politischen Leben... deutet auf einen zweifachen Prozess im Inneren der Organisation: auf senile Veränderungen und auf den Verlust der Zeugungsfähigkeit.» (S. 72) Schöpferische Tätigkeit ist mit der sozialen Funktion der Sekte nicht vereinbar, weil sie deren dualistische Weltbetrachtung, von der sie ja lebt, bedroht. Es geht nun Kolakowski durchaus nicht darum, den Stalinismus aus irgendwelchen moralischen Motiven heraus zu kritisieren. Es geht vielmehr um die Analyse einer sozialen Gesetzmässigkeit, welcher der Stalinismus — wie jede soziale Erscheinung — unterworfen ist. Subjektive Wertung bleibt aus dem Spiel. Das zeigt die folgende Stelle deutlich. «Der Stalinismus war kein ‚Fehler', sondern ein System, das Mittel anwandte, die den Grundsätzen seiner Existenz entsprachen: Er hat nichts falsch gemacht, denn er handelte erfolgreich und führte im ganzen gesehen nur wenig Massnahmen erfolglos, also falsch durch.» (S. 29)

Die Feststellung, dass sich die Lebensdauer dieses Systems der Neige zuwendet, bringt also einen nachprüfbaren Tatbestand zum Ausdruck, der sich am Weltbild dieses sozialen Gebildes ablesen lässt und dessen Gesetzmässigkeit von Kolakowski durch den biologischen Vergleich hervorgehoben wird. Der Verlust an innerer Regeneration, der das Spätstadium des Stalinismus auszeichnet, ist ein Symptom dafür, dass er ein bestimmtes Entwicklungsstadium der Gesellschaft verewigen möchte, dessen Voraussetzungen veraltet und überholt sind. «Das Sektierertum ist kein Fehler einzelner Personen, es ist ein Vorzeichen des sozialen Todes. Unter diesem Gesichtspunkt wird der politische Argwohn verständlich, der auf den ersten Blick absurd und krankhaft erscheint. Es handelt sich um ein soziales und nicht um ein individuelles Phänomen, das dem manchmal brutalen Egoismus des Alters ähnelt, das unklar fühlt, wie sich die Natur von ihm abkehrt. Es ist die krankhafte Selbstverteidigung eines sozialen Gebildes, gegen das sich die Geschichte wendet. Wenn die Polizei versucht, der einzige Regulator des gesellschaftlichen Lebens zu sein, dann wird sie zu einem grausamen Instrument in den Händen eines Wesens, das die Fähigkeit verloren hat, sich auf natürliche Weise zu behaupten. Dieser Versuch ist die widernatürliche Reaktion auf die Symptome der drohenden Vernichtung; er drückt also die Erkenntnis eines Wesens aus, das auf kein Mitleid rechnen kann — denn Mitleid kennt nur der einzelne Mensch, aber weder die Natur noch die Geschichte.» (S. 72)

Auf diese Weise neutralisiert Kolakowski gewissermassen die automatisch wirksamen Abwehrkräfte, welche der Stalinismus in Form des Schemas der einzigen Alternative gegen

Polen

Die **Liberale Studentenschaft Zürich** stellte ihren Abend vom 15. Mai unter das Thema **«Polen — ein Sonderfall im Ostblock?»** Der unerwartet grosse Andrang zu der Veranstaltung bewies, wie gross das Bedürfnis nach differenzierter Information über ein ausgewähltes Land aus dem Ostblock unter den Studenten ist. Die Anwesenheit von polnischen Kommilitonen steigerte noch die Bedeutung des Abends.

Zwei Referenten beleuchteten die Situation Polens aus verschiedenen Blickwinkeln. Durch Interpretation eines Aufsatzes des jungen polnischen Philosophen Leszek Kolakowski arbeitete **Jörg Thalmann** die wichtigsten Züge der kritischen und antiideologischen philosophischen Strömung heraus. **Dr. A. Künzli,** durch seine journalistische Tätigkeit eng mit der Materie verbunden, schilderte seine Beobachtungen und Erfahrungen aus Polen. Unkonventionelle Aufgeschlossenheit und eine deutlich spürbare Liebe des Referenten zum polnischen Volk sicherten seinen Ausführungen grossen Widerhall, beipflichtend und ablehnend.

Wie aus den Worten der Kenner der kommunistischen Verhältnisse immer wieder hervorging, ist Polen heute als ein Sonderfall zu betrachten. Aus der polnischen Situation Rückschlüsse auf den ganzen Ostblock zu ziehen, führt unweigerlich zu falschen Ergebnissen. Dies wurde in der Diskussion nicht immer mit der gewünschten Deutlichkeit beachtet.

Da in der Diskussion noch viele wertvolle Gesichtspunkte zu Tage traten oder schärfer herausgearbeitet wurden, sei hier anstelle einer Vortragsrezension ein zusammenfassender Bericht über den Abend versucht.

Polens neuere Geschichte lässt sich vom Ereignis des Warschauer Aufstandes her begreifen. Damals, August 1944, erhob sich die polnische Untergrundbewegung gemeinsam mit der ganzen Bevölkerung Warschaus gegen die fremde Besetzung. Die Deutschen schlugen den Aufstand rücksichtslos nieder; die Russen standen auf Kanonenschussdistanz vor der Stadt, ohne auch nur den Finger zu Gunsten der Kämpfenden zu rühren. — Haben die Polen damals gelernt, wie sie sich fremden Unterdrückern gegenüber verhalten müssen? Dass es unmöglich ist, die integrale Freiheit mit einem tapferen Schlag zu erkämpfen?

Seit 1956 versucht Polen, das traditionell westeuropäisch ausgerichtete Land, mit allen Mitteln aus der geistigen, kulturellen und politischen Isolation, in die es das Satellitendasein geworfen hat, herauszugelangen. Betrachten wir zuerst die aussenpolitischen Anstrengungen:

Eine Initiative, mit der die polnische Regierung handelnd auf die politische Bühne trat, war der Rapackiplan. Es scheint, dass es sich hier um einen autonomen, durch Polen selbst ausgearbeiteten und somit ehrlich gemeinten Vorschlag handelte. Der Plan sah eine entmilitarisierte Zone beidseits des eisernen Vorhangs vor. Für Polen hätte er eine nicht unbedeutende Folge: die russische Armee müsste das Land verlassen.

Der zweite Versuch, aus der Isolation auszubrechen, stand unter dem Motto «Verbesserung der Beziehungen zur Bundesrepublik Deutschland». Polen erklärt sich zur gegenseitigen diplomatischen Anerkennung bereit, wenn die Bundesrepublik förmlich auf die ehemaligen deutschen Ostgebiete verzichte und die Oder-Neisse als rechtmässige Staatsgrenze anerkenne. Bonn lehnte ab. — Gemäss Potsdauer Abkommen stehen die deutschen Ostgebiete bis zur endgültigen Regelung durch einen Friedensvertrag unter polnischer Verwaltung. Heute ist die umstrittene Gegend mit Breslau/Wroclaw als Zentrum de facto ein Teil Polens. Die deutsche Bevölkerung wurde mit Billigung der Alliierten ausgetrieben. Darum sind es heute zum grössten Teil Polen, die dort wohnen und das Land bewirtschaften. Weder sprachliche, kulturelle noch wirtschaftliche Gemeinsamkeit verbindet heute die Ostgebiete mit Deutschland. Eine Aenderung zu erwarten gehört ins Reich der Illusion. Die Polen wissen das — viele Westdeutsche wissen das auch.

Rapackiplan und Normalisierung der Beziehungen zu Deutschland, zwei polnische Initiativen, beide erfolglos. Wie sind die Misserfolge zu beurteilen? Allein auf Polen bezogen, ist dies sicher nur zu bedauern. Denn während der Rapackiplan den Abzug der russischen Truppen vorsah, hätte die gegenseitige Anerkennung eine Annäherung Polens an Westdeutschland zur Folge: behutsame Lockerung und Loslösung aus der russischen Umklammerung. Doch wir haben bei dieser Argumentation von der Weltpolitik abstrahiert. Eine entmilitarisierte Zone quer durch Europa hätte noch ganz andere Auswirkungen. Auch kann die Bundesrepublik die Frage der Beziehungen zu Polen nur im Rahmen ihrer gesamten Ostpolitikkonzeption lösen. Wir stehen hier vor einer traurigen, aber nicht wegzuleugnenden Tatsache: Polens Interessen müssen höheren, weltpolitischen weichen. Der Westen kann Polens Autonomiebestrebungen nicht wirkungsvoll unterstützen, weil er dadurch seine eigene Position schwächen würde. Durch diese Absage zwingt er Polen wieder zu einem engeren Anschluss an Moskau.

Wichtigeres noch als auf aussenpolitischer Ebene spielt sich im Lande selbst ab: Die polnische Bevölkerung erfreut sich eines recht grossen Masses an alltäglicher Freiheit. Einige Aspekte sollen dies belegen.

Die Presse Polens besitzt den Ruf, die beste des ganzen Ostblocks zu sein. Westliche Zeitungen, nicht kommunistische, können frei gekauft werden. Wenn sich der einzelne aus westlichen Quellen informieren darf, dann fällt er nicht so leicht auf kommunistische Propagandathesen herein. Er bildet sich so eine eigene Meinung über das Regime, über Moskau und über den Westen. Ein wahrer Hunger nach echten Kulturgütern hat deshalb auch die polnische Bevölkerung erfasst. Neuausgaben von Klassikern der europäischen Literatur sind innert kürzester Zeit vergriffen — monatelang spielen Warschauer Bühnen vor ausverkauften Häusern moderne Dramen westlicher Autoren. Den kommunistischen Kulturideologen gelingt es offensichtlich nicht, Warschau von seiner alten Tradition, das Paris des Ostens zu sein, abzubringen.

Wenn auch noch nicht unseren Anforderungen entsprechend, dürfen doch die letzten Parlamentswahlen als wirkliche Wahlen bezeichnet werden. Zwar werden die meisten Kandidaten immer noch durch die Partei aufgestellt. Diese Praktiken werden auch offen kritisiert und verhöhnt. Doch stand es im Belieben des Wählers, gewisse Namen zu streichen und an deren Stelle andere hinzusetzen. Die Folgen blieben nicht aus: Parteibonzen höchsten Ranges erhielten in ihren Wahlbezirken die geringste Stimmenzahl. Wichtiger ist, dass es heute im polnischen Sejm eine mutige und unerschrokkene Gruppe von fünf unabhängigen, katholischen Parlamentariern gibt (Znak-Gruppe), die als Opposition bezeichnet werden darf. Natürlich bringen sie keine Regierungsvorlagen zu Fall. Aber führt nicht auch ein ständiges «ceterum censeo» zu einem Erfolg? Verbinden wir das Wachsen eines parlamentarischen Bewusstseins mit der relativen Informationsfreiheit, so erscheint die Hoffnung auf eine fortschreitende Demokratisierung des öffentlichen Lebens nicht abwegig.

Die katholische Kirche hält ungebrochen ihre Stellung als wohl einflussreichste geistige Institution des Landes inne. Wenn ihr auch durch das Regime immer wieder Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, liess sich doch immer wieder ein tragbarer modus vivendi erreichen.

Erstmals in seiner Geschichte besitzt Polen einen freien Bauernstand — unter kommunistischer Herrschaft! Gomulka stellte im Jahre 1956 die, wie in allen östlichen Ländern, katastrophale Folgen zeitigende Kollektivierung der Landwirtschaft ein und machte gar die schon vollzogene «Vergesellschaftlichung» des Agrarwesens rückgängig.

Vollends im Fluss befindet sich heute das polnische Geistesleben (vgl. dazu die laufende Artikelserie über den Philosophen Leszek Kolakowski). Es scheint sich eine gemeinsame Front von Intellektuellen verschiedenster Geisteshaltung gebildet zu haben, die alle gegen die Dogmatisierung der Vernunft und gegen das Primat der (politisch bedingten) Ideologie über die Wissenschaft kämpfen. Darum diskutieren heute polnische Gelehrte, Wissenschaftler und Studenten so eifrig über die Meinungsfreiheit. Sie fordern für sich das Recht, sich unbelastet von allen auferzwungenen Dogmen und Tabus in ihrer Forschungsarbeit allein durch die Vernunft leiten zu lassen. Das Postulat, dem Europäer ein Allgemeingut, widerspricht aber diametral der marxistischen These von der Parteilichkeit der Wissenschaft. Die kommunistischen Regimes können öffentliche Diskussionsabende über die Meinungsfreiheit verbieten, notfalls manu militari. Gelingt es ihnen aber, den Bazillus des freien Denkens, der sich in weite Kreise der polnischen Intelligenz eingenistet hat (oder vielleicht gar nie voll zerstört werden konnte), zu töten?

Die Umstrukturierung des Regimes in Richtung freiheitlicherer Verhältnisse schreitet vorläufig fort. Sie gestaltet sich in einem ständigen Kampf zwischen der das traditionelle, dogmatische Element verkörpernden Partei, der Trägerin der Macht, und der polnischen Intelligenz. Fortschritt und Gegenschlag wechseln ab. Doch die Richtung ist aufgezeigt, die Entwicklung zur Freiheit ist im Gang. Ist sie unaufhaltsam? — Wir müssen uns klar vor Augen halten, dass jederzeit und auf Generationen hinaus ein Rückfall in den Stalinismus eintreten kann. Keiner der Ankläger Stalins hat bis jetzt irgendwelche Garantien aufgezeigt, die eine Rückkehr zum stalinistischen Despotismus verhindern. Dies nicht sehen zu wollen ist dumm, sinnlos und gefährlich.

Ob sich aber, langfristig gesehen, das System der politischen und geistigen Unfreiheit gegen die, wie die Geschichte zeigt, immer wieder erwachenden Bestrebungen des Individuums nach Freiheit durchsetzt, kann nur von der Idee des Menschen her beantwortet werden.

hpg

die Kritik mobilisiert. Er kreuzt die Klinge mit ihm nicht auf jenem Feld, wo in den Köpfen der Stalinisten jede Kritik zu ihrem Triumph wird, weil sie die «manichäische Vision der menschlichen Wirklichkeit» für den Sektierer zu bestätigen scheint. Unser Autor argumentiert auf einer anderen Ebene, er tritt aus der Defensive heraus, in welche bisher alle Gegner des Stalinismus gedrängt wurden. Ueberraschend, wie er immer wieder in differenzierterer Art die Kategorie der Betrachtung von historischen und sozialen Vorgängen, die von Marx stammen und in deren Namen die stalinistische Ideologie steht, auf diese Ideologie selbst anwendet. So kehrt sich in unserem Beispiel jene These von der Unvermeidlichkeit historischer Prozesse gegen diejenigen, die in ihr die Bestätigung ihrer eigenen Unvergänglichkeit sahen. Auf diese Weise sucht Kolakowski also den Bann des Denkens der einzigen Alternative zu durchbrechen. Es gilt den sozialen Mechanismus, der hinter diesem Denken steht, sorgfältig blosszulegen. Wenn der Zusammenhang erkannt wird zwischen dem Weltbild des Sektierers und der sozialen Rolle der Sekte, also der Zweck der Verzerrung der Wirklichkeit durch die Schablone von «Himmel und Hölle» offenbar wird, verliert dieses Denken seine Wirksamkeit und es gibt Platz für eine dritte politische Kraft. Dem Clerk ist es nicht gelungen, sich aus den Fesseln der stalinistischen Hypnose zu befreien. Die Fassade war stärker als seine Kraft zu ihrer Ueberwindung. Jetzt sind die Voraussetzungen dafür günstiger, dass die Bemühungen um das, was Kolakowski «die neue Linke» nennt, mehr Erfolg haben. Freilich wäre es ein grosses Missverständnis zu glauben, er wolle ein Programm für eine Oppositionspartei entwerfen. Vielmehr tastet er nach eigenem Ausdruck für das, was sich in ihm und um ihn herum ungefragt regt und ein Eigenrecht beansprucht. Er sucht das Neue zu formulieren, das sich gegen die Mumifizierung in den Schablonen des Stalinismus aufbäumt. Das ist aber eine ausserordentlich schwierige und heikle Sache, weil es dem Vorwand zu entgehen gilt, dieses Neue sei nichts anderes als die Wiedergeburt der Reaktion.

Das eigene Anliegen Kolakowskis kommt nochmals sehr schön in dem kleinen Aufsatz «Ueber die Richtigkeit der Maxime ‚Der Zweck heiligt die Mittel'» zum Ausdruck. Wieder überrascht die Art der Gedankenführung. Es geht nicht darum, den Stalinisten den unmoralischen Gebrauch dieser Maxime vorzuwerfen. Vielmehr nimmt Kolakowski die «angeblich im Namen der kommunistischen Sache begangenen Verbrechen» und die Kritik, welche sie erfahren haben und die diese Verbrechen mit dem genannten Grundsatz in Verbindung brachte, zum Ausgangspunkt seiner Erörterungen. Dieser Ausgangspunkt ist also ein Streit, dessen Ursache sich aus den besonderen Bedingungen des Stalinismus ergeben hat: es handelt sich um einen für dieses System typischen Gewissenskonflikt. Wenn der Kommunismus für seinen Aufbau Opfer fordert, die die Gegenwart der Zukunft bringen muss, wie weit geht die Rechtfertigung dieser Opfer durch das Ziel? Diese Frage wurde vielen zum Problem. Ihre Folgerungen umschreibt Kolakowski mit diesen Worten: «Erst wenn das Ausmass der Verbrechen das Gewissen zu sehr belastet und durch seine schrecklichen Folgen entsetzt, ruft der Moralist: Lieber den Kommunismus verzögern als seine Bausteine mit Blut aneinanderkitten!» (S. 228)

Die Nützlichkeit des Aufbaus des Kommunismus und der Wert der hiezu aufzuwendenden Mittel unterliegen also einer Art Rechenoperation. Je nachdem, welcher Wert höher veranschlagt wird, entscheidet man sich für den Kommunismus und nimmt bestimmte Unvermeidlichkeiten in Kauf oder gegen ihn im Namen einer ausserhalb seines Programms stehenden Moral und fordert — ganz oder teilweise — die in ihm enthaltenen Ziele. Wir erkennen sofort, dass auch diesem Konflikt wieder ein ähnliches Alternativdenken zugrunde liegt, wie wir es vorne angetroffen haben. Der hier apostrophierte Moralist weist Züge des «Clerks» auf, und hier wir dort ist er der eigentliche Adressat von Kolakowskis Kritik. Auch hier übernimmt er fatalerweise jenes der stalinistischen Alternative innewohnende Schema. Die Voraussetzungen sind aber falsch, auf denen der Gegensatz zwischen den politischen Zielen und den Mitteln, die zu ihrer Erreichung angewandt werden müssen, beruht. Die Kritik, welche die Moralisten an der Maxime «Der Zweck heiligt die Mittel» üben — wobei für das Wort «Zweck» Kommunismus zu lesen ist —, ist unzulänglich, weil sie mit zwei Irrtümern behaftet ist. Der eine besteht darin, dass unter Kommunismus in willkürlicher Abstraktion nur ein Begriff rein ökonomischen und politischen Inhalts verstanden wird. Kommunismus umfasst in den Köpfen der Moralisten nur die Vorstellung eines auf Vermehrung der Macht und Entfaltung der Produktion gerichteten Systems. Das ist aber der den Stalinisten eigentümliche Begriff von Kommunismus. Das ergibt sich in voller Klarheit aus dem Satz, dass der Begriff des Kommunismus unter den Bedingungen des politischen Kampfes inhaltlich verarmt sei.

Der Stalinist und der Moralist gebrauchen also das gleiche Vokabular, ziehen aus ihm aber entgegengesetzte Schlussfolgerungen. Beide Positionen liegen in einem unfruchtbaren Streit miteinander, weil das aufgeworfene Problem von diesen Voraussetzungen aus nicht lösbar ist, der Stalinist sich zum vorneherein stets einen Anschein des Rechtes geben kann. Wir haben also genau die Situation der einzelnen Alternative vor uns mit der unvermeidlichen Verketzerung des Gegners und mit einem Streit, der nicht mit sachlichen, sondern ideologischen Mitteln geführt wird.

Hier schreitet Kolakowski nun zur Offensive. Er setzt an der Wurzel an und meint, der Begriff «Kommunismus» erstrecke sich nicht nur auf Macht und Produktion, sondern auf alle Lebensbereiche, die für den Menschen einen Wert haben.

«Der Begriff des Kommunismus umfasst auch den des kommunistischen Menschen, an den man verschiedene moralische wie intellektuelle Eigenschaften ausbilden möchte. Postulieren wir diese Eigenschaften oder Tugenden nur deshalb für ihn, weil sich mit ihrer Hilfe mehr materielle Werte produzieren lassen? Das ist kaum anzunehmen. Wenn wir das menschliche Wissen vermehren und zum Gemeingut machen möchten, so dies nicht nur deshalb, weil die Gebildeteren in gesellschaftlicher Hinsicht produktiver sind — sondern auch, weil das Wissen einen selbständigen Wert darstellt, der keiner Begründung bedarf und den man auch um seiner selbst willen erringen muss. In der sozialistischen Gesellschaft müssen feindliche Beziehungen der Menschen untereinander nicht unbedingt einen negativen Einfluss auf die Produktion haben; sie zu beseitigen, genügt das Bewusstsein, dass sie die Summe des Leids vermehren.» (S. 230/1)

Die verschiedenen Lebensbereiche wie Kunst, Wissen, Moral, etc. werden also ihres instrumentalen Charakters als Mittel zu rein politischen und ökonomischen Zwecken entkleidet und als selbständige Lebenswerte anerkannt. Der Begriff des Kommunismus erhält eine Ausweitung auf die Vielfalt der Aspekte des menschlichen Lebens, denn «in der Entfaltung der Vielseitigkeit der menschlichen Natur kommt eine der wichtigsten Tendenzen des geschichtlichen Fortschritts zur Geltung» (Seite 230). Es ist jetzt ohne weiteres verständlich, dass der so verstandene Begriff des Kommunismus ein Zweck ist, der die Mittel heiligt. Die merkwürdige Fragestellung des ganzen Aufsatzes bekommt aber auch von hier aus ihren Sinn. Sie erlaubt, dem abgegriffenen Vokabular neue fruchtbringende Gesichtspunkte abzugewinnen und so über die festgefahrenen Positionen hinauszukommen, indem sie die Vereinigung der in beiden Haltungen — der des Stalinisten und der des Moralisten — liegenden richtigen Ansätze ermöglicht.

Der zweite Irrtum, den Kolakowski den Moralisten in ihrer Kritik am Grundsatz «Der Zweck heiligt die Mittel» zum Vorwurf macht, besteht darin, dass sie von der — stalinistischen — Voraussetzung ausgehen, zwischen den Anforderungen des alltäglichen Lebens und denjenigen der fernen Zukunft liege ein unlösbarer Widerspruch, indem nur alternativ den einen oder den andern genügt werden könne. Bedeutet nicht die Beschränkung unseres Strebens auf die Gegenwart eine Absage an Werte, die über das einzelne Menschenleben hinausgreifen, also Verzicht auf soziale Aktivität, die im Dienste einer grossen Idee den Menschen ergreift und ihn auf jenseits seiner persönlichen Bedürfnisse liegende Ziele verweist? Die Frage beruht wiederum auf falschen Prämissen. Jenen stalinistischen Dualismus zwischen Gegenwart und Zukunft gilt es zu überwinden. «Die eschatologische Haltung gegenüber dem Kommunismus ist ebenso eingewurzelt und ebenso gefährlich wie ihr scheinbares Gegenteil — ein Verlust der weiten Horizonte, die unter dem Druck des täglichen Lebens entschwunden sind.» (S. 236/7)

Die Antinomie lässt sich auf jeden Fall nicht so lösen, dass alle möglichen Konflikte in einem geschlossenen normativen System katalogisiert und damit zum vorneherein theoretisch entschieden sind. Das Ziel, das um jeden Preis erstrebenswert ist, das die Mittel heiligt, lässt sich eben nicht als ein bestimmter Zustand, ein Ideal formulieren. Dies führt zwangsläufig dazu, entweder dem Ideal alles zu seiner Verwirklichung Notwendige zu opfern oder auf es selbst zu verzichten. In Wirklichkeit ist dies oberste Ziel «nicht irgendein beabsichtigter Zustand, sondern ein solcher, den das Bewusstsein für würdig hält, um seiner selbst willen, also absolut errungen zu werden» (S. 236). Die Antinomie besteht also durchaus als eine reale, die von uns alltäglich durchgefochten wird. In diesen, stets in der Gegenwart neu sich vollziehenden Entscheidungen zwischen zwei sich ausschliessenden Werten wird aber auch die Zukunft mitbestimmt. So wird der Kommunismus für Kolakowski nicht nur ein Fernziel, sondern das Ziel eines jeden Tages, weil sich an jedem Tage neu das Schicksal der Zukunft entscheidet.

«Man muss also den Horizont vor Augen haben, der die Wege vorzeichnet, aber auch das Bewusstsein, dass es keinen Ort gibt, der dieser Horizont ist, obwohl jedes heute auf ihn vorbereitet. Auf diese Weise ‚heiligt der Zweck die Mittel'; der morgige Tag heiligt den heutigen Tag als die Hoffnung auf ihn, aber der heutige Tag wird zur Nacht, wenn er nicht ein Ziel an sich ist, d. h. der Horizont des schon zurückgelegten Weges, das Erlöschen der gestrigen Hoffnung dank ihrer Erfüllung.» (S. 237)

Peter Rosenstock

BERICHTIGUNG

Im Kolakowski-Aufsatz der letzten Nummer hat sich ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen: Auf Seite 3 in der dritten Spalte, im zweiten Teil des 4. Abschnittes (Zitat beginnend mit *«Als ich diese Diskussion hörte, hatte ich . . .»)* muss es statt

«Denn — und hier berühren wir den Kern der Sache — die Theorie von Marx war zwei Tage vor der Veröffentlichung des ‚grössten Sprachforschers' . . .

heissen:

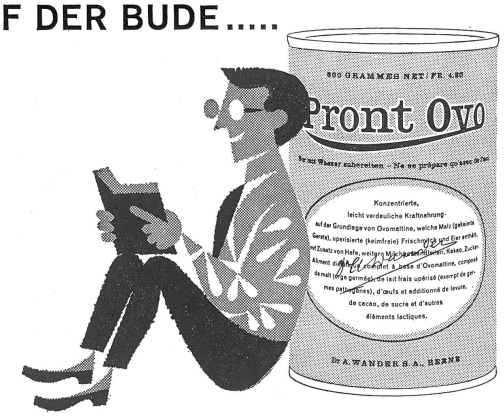
die Theorie von Marr.

SO SIND DIE FRAUEN!

Weder für Musik, noch Poesie noch bildende Künste haben sie wirklich und wahrhaftig Sinn und Empfänglichkeit, sondern blosse Aefferei zum Behuf ihrer Gefallsucht ist es, wenn sie solche affektieren und vorgeben.

Schopenhauer

AUF DER BUDE.....



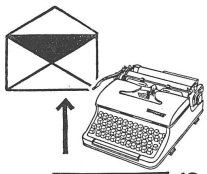
rasch eine stärkende Erfrischung zuzubereiten, ist heute kein Problem mehr:

PRONT OVO

+ WASSER (kalt oder warm)

ergibt in wenigen Sekunden ein bekömmliches Getränk, sei es zum Frühstück, beim „Schanzen" oder als beruhigender Schlummertrunk.

Dr. A. Wander A.G. Bern



Torpedo 18
Die Kleinschreibmaschine für große Leistungen
Miete mit Anrechnung bei Kauf
ERNST JOST AG
Zürich, Gessnerallee 50, ✆ 236757
Laden: Löwenstrasse 60 beim Hbf.

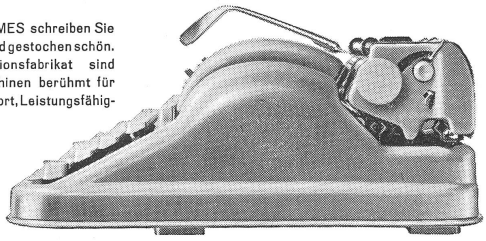
Restaurant Bar Hotel

Zürich
Sehr gut
und gar nicht teuer

HERMES

Portable Modelle ab Fr. 265.—
Miete / Miete-Kauf / Teilzahlung

Auf einer eigenen HERMES schreiben Sie beschwingt, mühelos und gestochen schön. Als Schweizer-Präzisionsfabrikat sind HERMES-Schreibmaschinen berühmt für optimalen Schreibkomfort, Leistungsfähigkeit und langjährigen Strapaziergebrauch.



August Baggenstos ZÜRICH 1

Waisenhausstrasse 2 Laden: Uraniastrasse 7, bei der Urania Telefon 25 66 94

SEITE DER WISSENSCHAFT

Wir setzen auf dieser Seite, die in unserer letzten Nummer wegen Platzmangels leider hat ausfallen müssen, die im letzten Semester begonnene Artikelreihe fort, in der Kommilitonen verschiedener Fakultäten von ihrer Arbeit berichten, um uns ihre Wissenschaft näher zu bringen. Wir geben diesmal einem Psychologen das Wort:

Psychologische Feldforschung

Von Peter Landolf

Die Psychologie hat eine merkwürdige Geschichte hinter sich. Während mehr als zwei Jahrtausenden — seit Plato und Aristoteles — blieb sie ein mehr oder weniger obligatorisches Anhängsel der Philosophie, und ihr Gegenstand war die unsterbliche und immaterielle Seele, über welche je nach weltanschaulichem oder theologischem Boden fast ausschliesslich spekulative Aussagen gemacht wurden. Die enge *Verbindung von Psychologie und Philosophie* ist in Europa bis heute erhalten geblieben. Aber nachdem in England das empirische Denken überhand nahm (David Hume), entstand auch eine neue Betrachtungsweise der «Seele»: nicht mehr deren Immortalität und Immaterialität standen zur Debatte, sondern die durch Beobachtung und Experiment gewonnenen Einsichten in die Zustände und «Mechanismen» des seelischen «Apparates»; das 19. Jahrhundert reihte die *Psychologie unter die Naturwissenschaften.* Aus dem medizinisch-psychiatrischen Bereich entstand schliesslich als dritte bedeutende Betrachtungsweise die *Tiefenpsychologie,* eine erstaunliche Kombination von empirischem und spekulativem Denken, aber mit dem neuen und grossen Ziel, den seelisch kranken Menschen zu verstehen und ihm zu helfen.

Diese drei Richtungen der Psychologie standen lange Zeit nebeneinander; die Zeit der gegenseitigen Verachtung geht aber heute sichtlich ihrem Ende entgegen, und die Anhänger der einen Richtung machen sich in steigendem Masse die Resultate der andern zunutze.

Als fruchbarste *Methode* hat sich — wie in vielen modernen Wissenschaftsbereichen — die *systematische Beobachtung und das Experiment* erwiesen. Auch die verstehende, philosophisch fundierte Psychologie verschliesst sich den Ergebnissen dieser Methoden nicht mehr. Ein besonders «exaktes» Gesicht verleiht den empirischen Forschungen die *statistische Verifizierung* der Resultate, die heute auch in der Psychologie eine steigende Bedeutung erfährt. Theorien, welche auf adäquaten Versuchsanordnungen und statistischer Analyse basieren, geniessen eine bevorzugte Anerkennung auch bei nichtpsychologischen Forschern.

Zur Veranschaulichung einiger Forschungsmethoden, wie sie die moderne Psychologie handhabt, soll hier eine relativ einfache Untersuchung über die Intelligenz dargestellt werden, die im Sommer 1960 in Zürich durchgeführt wurde. Dabei sollen vor allem der Ablauf der einzelnen Untersuchungsetappen und die jeweils angewandten Methoden im Vordergrund stehen.

Die Problemstellung

Den deutschsprachigen Psychologen und Berufsberatern steht seit einigen Jahren ein sehr guter Intelligenz-Test zur Verfügung: der «Intelligenz-Struktur-Test» (I-S-T) von Rudolf Amthauer.

Er ist billig in der Anschaffung, lässt sich in ganzen Gruppen gleichzeitig durchführen und gibt zuverlässige Aufschlüsse über die intellektuelle Begabung. Für die Berufsberatung ist der Test deshalb geeignet, weil er nicht nur die durchschnittliche Intelligenz misst, sondern die *Struktur* der Intelligenz aufzeigt, welche ihrerseits in direkte Verbindung zu Berufen gebracht werden kann, denen eine spezifische Intelligenz-Struktur entspricht.

Dieser Test wurde 1951/52 in Deutschland geeicht und bei uns unverändert verwendet. Seit einiger Zeit besteht aber der Verdacht, dass die durchschnittliche Intelligenz der Schweizer den deutschen Testnormen nicht entspricht. Bestimmte Aufgabengruppen, z. B. die Rechnungen, wurden bei uns fast ausnahmslos überdurchschnittlich gelöst. Sollte sich die Intelligenz unseres Volkes wirklich erheblich von derjenigen Deutschlands unterscheiden, so müsste man auf diesen Test verzichten oder aber neue, zuverlässigere Massstäbe finden.

Die Berufsberater stellten deshalb die noch ungeprüfte *Hypothese* auf, dass die Intelligenz der Zürcher Kinder anders strukturiert sei als die der deutschen Kinder, an denen der Test geeicht wurde, und dass dieser Test darum nicht geeignet sei zur Messung der Intelligenz von Zürcher Probanden, die zu ihnen in die Berufsberatung kämen.

Der Vorsteher der Städtischen Berufsberatung Zürich, Dr. Paul Frey, hat sich entschlossen, von Psychologen eine Kontrolluntersuchung durchführen zu lassen, um die Zuverlässigkeit des I-S-T zu prüfen.

Nachdem wir diesen Auftrag erhalten hatten, gingen wir folgendermassen ans Werk: zuerst formulierten wir die sog. *«Nullhypothese»,* die besagt: «Es besteht kein bedeutsamer Unterschied zwischen der Intelligenz der deutschen und der Zürcher Kinder.» Stimmt diese Nullhypothese, so müsste eine geeignete Stichprobe in Zürich dieselben durchschnittlichen Masswerte liefern wie die deutsche Population. Ist das nicht der Fall, so müsste die Nullhypothese zugunsten der *Alternativhypothese,* wie sie die Berufsberater aufstellten, zurückgewiesen werden.

Bevor wir zur Versuchsanordnung übergehen, soll hier der zur Diskussion stehende Test kurz dargestellt werden. Es handelt sich um den «Intelligenz-Struktur-Test» (I-S-T) von Rudolf Amthauer*.

Die Versuchsperson erhält ein Heft, in welchem neun Aufgabengruppen mit je 20 Aufgaben gestellt sind. Für jede Gruppe wird eine bestimmte Lösungszeit gewährt.

* I-S-T. Intelligenz-Struktur-Test von Rudolf Amthauer, 2. Auflage, 1956, Verlag für Psychologie, Dr. C. J. Hogrefe, Göttingen.

1. Satzergänzungen (SE): Sätze, in denen ein Wort fehlt, sollen richtig ergänzt werden. Geprüft wird dabei der Bestand an allgemeinem Wissen und Kenntnissen und die praktische Urteilsfähigkeit, die auf solchem Wissen beruht.

2. Wortauswahl (WA): Von fünf Wörtern soll das eine ausgewählt werden, das nicht zu den andern vier passt. Beispiel: a) sitzen b) liegen c) stehen d) gehen e) knien. Hier geht es um das Verständnis von abstrakten Zusammenhängen der verschiedensten Sachverhalte, die durch Worte ausgedrückt sind; auch Sprachgefühl ist also Bedingung zur richtigen Lösung.

3. Analogien (AN): Diese Aufgaben verlangen die Erfassung von Beziehungen zwischen Sachen wie «Identität», «Gegensatz», «Unter- oder Ueberordnung», Abhängigkeit», usw. So soll z. B. folgendes Verhältnis gefunden werden:
«Kreis : Kugel = Quadrat : ?»

4. Gemeinsamkeiten (GE): Zwei Wörter werden gegeben, zu denen ein gemeinsamer Oberbegriff zu finden ist. Z. B. Nase — Auge (Sinnesorgan). Gefordert ist dabei die Fähigkeit zur begrifflichen Abstraktion und zum sprachlichen Ausdruck überhaupt.

5. Merkaufgaben (ME): Diese prüfen das Gedächtnis, indem eine Reihe von Substantiven gelernt, behalten und wiedergegeben werden müssen.

6. Rechenaufgaben (RA): Diese Aufgabengruppe enthält Aufgaben aus dem normalen bürgerlichen Rechnen.

7. Zahlenreihen (ZR): Vorgegebene Zahlenreihen mit festen Rhythmen sollen um eine Zahl fortgesetzt werden. Beispiel: 9 7 10 8 11 9 12? (10). Kam es bei den letzten Aufgaben mehr auf die praktische Bewältigung von numerischen Problemen an, so hier auf das theoretische Umgehen mit Zahlen und zudem auf eine künstlerisch-rhythmische Begabung.

8. Figurenauswahl (FA): Zerschnittene geometrische Figuren müssen wieder zu ganzen Figuren zusammengesetzt werden (Puzzle). Leute mit Kombinationsvermögen und anschaulich-ganzheitlichem Denken werden diese Aufgaben am leichtesten bewältigen.

9. Würfelaufgaben (WÜ): Einer Reihe von fünf Musterwürfeln mit verschiedenen Zeichen auf den Flächen sind 20 gleiche Würfel beigegeben, welche jedoch anders liegen als die Muster. Die 20 Würfel sollen den Mustern richtig zugeordnet werden. Hier ist ein räumliches Vorstellungsvermögen notwendig. Die Aufgaben können durch sehr genaues Beobachten und Ueberlegen gelöst werden; wer aber über intuitive Fähigkeiten verfügt, wird schneller und besser zum Ziel kommen.

Die Anzahl der richtig gelösten Aufgaben (= Rohwerte) wird anhand von Tabellen umgerechnet in Standardwerte (SW) von 70—130 Punkten. 100 SW entsprechen also dem Durchschnitt der Leistungen, wobei jede Altersklasse ihren eigenen Durchschnitt von Rohwerten hat, der jeweils mit 100 SW bewertet wird. 70 SW kennzeichnen die unterste noch messbare Intelligenzstufe, 130 die höchste. Im Streuungsraum von 100 ± 30 SW liegen also nach Definition alle messbaren Intelligenzwerte.

Die Untersuchungsplanung

Das Interesse der Berufsberatung richtet sich hauptsächlich auf die 14- und 15jährigen Schüler, die in diesem Alter vor der Berufsfrage stehen. Wir brauchten also nicht die gesamte Population von Zürich zu testen, sondern nur diese zwei Jahrgänge. Aber trotz dieser Einschränkung wäre es aus zeitlichen und finanziellen Gründen unmöglich gewesen, alle etwa 12 000 Schüler dieser Altersgruppe zu testen. Wir mussten uns deshalb auf eine Stichprobe beschränken, welche eine hohe Wahrscheinlichkeit gewährte, die wirklichen Verhältnisse der 12 000 14- und 15jährigen wiederzugeben; eine solche Stichprobe nennt man *repräsentativ.*

Die erste Frage bei einer Stichprobe aus einer Population ist nicht die Grösse, wie man denken könnte, sondern die *Art der Auswahl der Probanden,* die befragt oder getestet werden sollen. Diese Auswahl muss nämlich die Garantie bieten, dass sie *zufällig* ist und nicht durch irgendwelche Faktoren einseitig bestimmt wird.

Wenn ein Käser die Qualität eines Emmentalerkäses prüfen will, so isst er natürlich nicht den ganzen Käselaib, obschon das die einwandfreiste Prüfung wäre, sondern er macht Stichproben (im ursprünglichsten Sinn des Wortes!), von deren Qualität er dann auf die Qualität des ganzen Laibes schliesst. Jede Stelle im Laib hat dabei die gleiche unabhängige Chance, zufällig in die Stichprobe zu gelangen! Bei unserm Schülergut ist das nicht so einfach. Wenn wir *irgendwo* testen, so besteht die Möglichkeit, dass wir vielleicht vorwiegend Gymnasiasten erhalten, die das Resultat nach oben verfälschen. Deshalb müssen wir — so komisch es klingt — die Zufälligkeit steuern.

Um dies zu erreichen, gingen wir praktisch in drei Schritt vor:

1. Wir übernahmen die Einteilung der Stadtfläche in Schulkreise, um die Streuung über die ganze Stadt zu sichern.
2. In jedem Schulkreis wählten wir zufällig einen Fünftel aller Schulhäuser heraus.
3. In den 24 Schulhäusern, die wir auf diese Weise erhielten, wählten wir zwei, in wenigen Fällen eine Klasse mit 14- resp. 15jährigen Kindern heraus; dabei mussten wir die prozentualen Anteile der Schultypen (Spezialklassen, Real- und Sekundarklassen) berücksichtigen, um wiederum die Repräsentation des gesamten Schülergutes zu gewährleisten. Er ergaben sich 40 Klassen, zu denen wir noch 6 Klassen höherer Mittelschulen fügten, um das Bild zu runden.

Wir hatten von Anfang an die Absicht, 1000 Testprotokolle zu erhalten; in Wirklichkeit ergaben sich 1027 brauchbare Protokolle. Sind diese ca. 8 Prozent der wirklichen Population viel oder wenig? Prinzipiell gilt: je grösser die Stichprobe, desto grösser die Repräsentation. (Die Repräsentation ist zudem noch abhängig von der «Standardabweichung», d. h. vom Mass des Abstandes, den die einzelnen Tests vom gemeinsamen Mittelwert haben. Auf diesen Faktor kann hier nicht eingegangen werden). Die Güte der Stichprobe ist aber nicht abhängig vom prozentualen Anteil der Stichprobe an der gesamten Population, über die man eine Aussage machen will! Vielmehr gibt es eine Grenze, hinter welcher man auch bei Vergrösserung der Stichprobe keine wesentliche Verbesserung der Repräsentation erreicht. In unserem Fall hätten 500 Tests bereits reichlich genügt; da wir aber einerseits die 14- und 15jährigen Schüler, andererseits die beiden Geschlechter gesondert betrachten wollten, war die doppelte Zahl von Testaufnahmen notwendig.

Die Testaufnahmen

Die uninteressanteste Phase im Verlauf der Untersuchung war die Testaufnahme. Sie bestand für den Versuchsleiter in der stets gleichen Instruktion und dem vorschriftsgemässen Bedienen der Stoppuhr. Er hatte darauf zu achten, dass jede Testgruppe unter den gleichen Bedingungen arbeiten konnte:

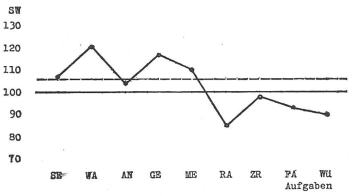
Frischer körperlicher Zustand (die Aufnahmen wurden nur vormittags gemacht)
Störungsfreier Raum
Gleiche Instruktion
Gleiche Lösungszeiten

Die Verrechnung und Auswertung

Sobald die Tests aufgenommen waren, konnten sie anhand der Eichtabellen verrechnet werden. Eine I-S-T-Verrechnung kann etwa so aussehen:

	RW	SW
SE	10	107
WA	14	120
AN	8	104
GE	20	117
ME	13	110
RA	2	85
ZR	6	98
FA	6	93
Wü	5	90
Gesamt	84	106

Dasselbe Resultat kann auch in Profilform aufgezeichnet werden:



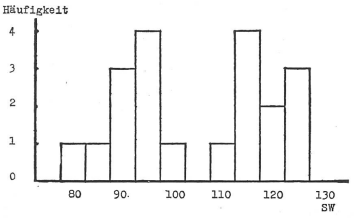
Die horizontale Gerade (————) markiert dabei die durchschnittliche Intelligenzhöhe des Probanden, die Kurve dagegen die Struktur der Intelligenz.

Die Rohwerte und Standardwerte wurden nun in Tabellen zusammengetragen und maschinell addiert, und zwar gesondert für die beiden Geschlechter, die vier Schultypen und das Gesamt. Die Summen dividierten wir durch die jeweilige Anzahl (n) der Testprobanden und erhielten so die Mittelwerte (M) der verschiedenen Gruppen.

Die *Mittelwerte* an sich sagen aber recht wenig aus. Wenn wir z. B. eine Klasse mit 20 Schulkindern testen und einen Mittelwert von 105 SW errechnen, so besteht theoretisch die Möglichkeit, dass kein einziges wirklich den Wert 105 SW erreicht hat; vielleicht liegt die eine Hälfte unter 100, die andere über 110 SW. Konstruieren wir dieses Beispiel weiter und stellen es in einem Diagramm dar:

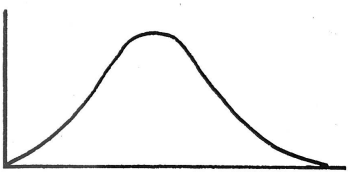
SW	Häufigkeit	Produkt
80	1	80
85	1	85
90	3	270
95	4	380
100	1	100
105	—	—
110	1	110
115	4	460
120	2	240
125	3	375
Summe	20	2100

Mittelwert = 2100 : 20 = 105 SW



Wir sehen deutlich; den theoretisch ermittelten Durchschnitt gibt es hier praktisch gar nicht; die Klasse ist vielmehr in zwei Flügel gespalten: einen weniger intelligenten und einen intelligenteren.

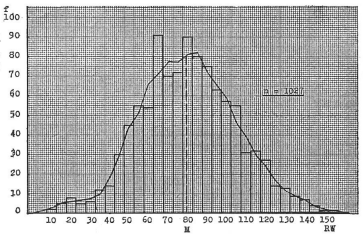
Normalerweise erwartet man die grösste Häufung dort, wo der theoretische Mittelwert liegt, während die Kurve gegen die Extremwerte hin immer flacher wird. Und tatsächlich zeigt die Häufigkeitsverteilung in einer homogenen Gruppe — bei einer genügend grossen Anzahl von Werten — dem erstaunten Forscher eine wundervolle symmetrische Glockenkurve (auch Gausssche Kurve oder Normalverteilung genannt).



Darstellung der Ergebnisse und ihre erste Interpretation

a) die Häufigkeitsverteilung

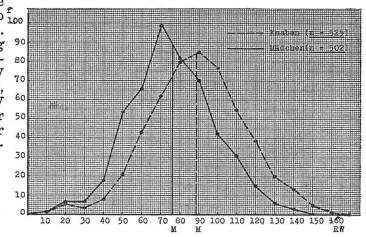
Die Frequenzen (f) der einzelnen Rohwerte ergaben in Säulenform aufgetragen folgende Verteilung für *das Gesamt* der 1027 Tests:



Je näher das Ende der numerischen Auswertung unserer Testresultate rückte, desto aufgeregter wurden wir bei unserer Arbeit, denn wir fragten uns besorgt, wird unsere Häufigkeitsverteilung eine Glockenkurve ergeben oder nicht? Denn wäre sie keine «normale» Kurve geworden, so wäre dadurch die ganze monatelange Arbeit in Frage gestellt worden; der Fehler hätte in einer falschen Anlage der Stichprobe liegen können oder in der Missachtung eines Faktors, der die Untersuchung verzerrend beeinflussen konnte. In diesem Fall hätte man keine oder nur beschränkte Aussagen über die Ergebnisse machen können. Vor allem aber wäre unser eigentliches Ziel, die Neueichung des I-S-T für Zürich, ins Wasser gefallen; denn eine Eichung darf nur auf Grund einer Normalverteilung der Stichprobenresultate vorgenommen werden.

Wenn wir — was erlaubt ist — die Kurve «glätten», d. h. jeweils den Durchschnitt von drei Säulen nehmen, so erhalten wir eine Kurve, die der Normalverteilung sehr nahe kommt.

Ebenso stellten wir die Resultate der beiden *Geschlechter* grafisch dar:



Hier zeigt sich eine deutliche Verschiebung der männlichen Kurve nach rechts. Die Mittelwerte differieren etwa um 13 RW; m. a. W. die Knaben erreichten von 193 möglichen Rohpunkten durchschnittlich 13 Punkte mehr als die Mädchen.

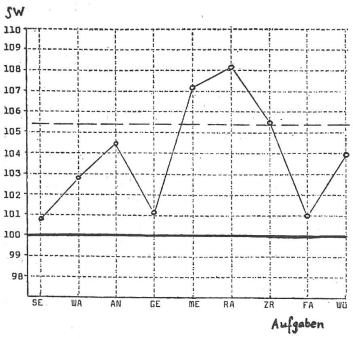
b) Die Mittelwerte

Es folgen jetzt die durchschnittlichen Intelligenzprofile für das Gesamt, die Schultypen und die Geschlechter. Auf der Abszisse sind die neun Aufgabengruppen aufgeführt, auf der Ordinate die Standardwerte, die der Leistungshöhe der betreffenden Altersklasse entsprechen. Aus Raummangel ist jeweils nicht die ganze Breite von 70 bis 130 SW aufgetragen, sondern nur der uns interessierende Ausschnitt.

Denken wir auch hier wieder daran, dass wir nur die theoretisch errechneten Mittelwerte vor uns haben, nicht aber die wirkliche Verteilung über die ganze Leistungsbreite!

Die Kurven beziehen sich auf die *Standardwerte;* sie sind also stets relativ auf den deutschen Standard von 100 SW zu beziehen.

Mittelwerte des Gesamt

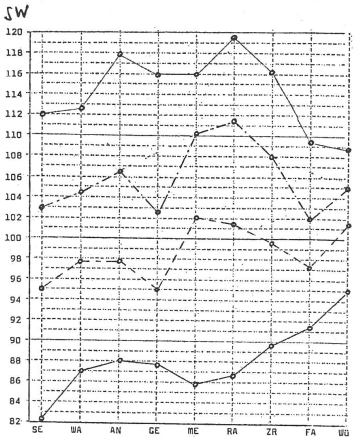


Wir erschen aus diesem Diagramm, dass die *mittlere Leistungshöhe* unserer Schüler (gestrichelte Gerade) um mehr als fünf SW über dem Durchschnitt der von Amthauer getesteten deutschen Schulkinder (ausgezogene Gerade) liegt. Diese Tatsache ist erstaunlich: Sind unsere Stadtkinder wirklich intelligenter als die deutschen? Wir enthalten uns des Urteils, weil es schwierig sein dürfte, den höheren Durchschnitt zu erklären, ohne weitere Untersuchungen durchgeführt zu haben, die z. B. auch Landkinder einschlössen.

Wesentlich aufschlussreicher ist der *Verlauf der Leistungskurve*, weil diese über die *Struktur* der Intelligenz Aufschluss gibt. Wenn die deutschen Durchschnittswerte der einzelnen Aufgaben auch bei uns gelten würden, so wäre eine annäherungsweise gerade Linie zu erwarten. Stattdessen ergibt sich ein Kurve mit klaren Spitzen und Tälern! Die Kurve beginnt mit einer deutlichen Startschwierigkeit (SE), steigt dann leicht an (WA, AN) um bei der sehr sprachbedingten vierten Aufgabe erneut abzusinken. Dann schnellt die Linie jäh empor und zeigt eine enorm hohe Gedächtnis- und Rechenleistung. Ebenfallls gut sind die Zahlenreihen gelöst, während die Kombinationsfähigkeit (FA) schlecht erscheint; die Würfelaufgaben sind wieder relativ gut gelöst.

Betrachten wir die Kurve als ganze, so fällt uns die leichte Diskrepanz zwischen linker und rechter Hälfte auf: die ersten vier Aufgaben sind unter anderem sprachbedingt und deshalb relativ schwierig zu bewältigen für Schweizer Kinder. Die erste Testhälfte hat zudem «geisteswissenschaftlichen» Charakter: Germanisten, Lehramtskandidaten, Philosophen, Juristen zeigen hier ihre höchsten Werte. Unsere Untersuchung zeigt statistisch — was längst bekannt ist —, dass die Deutschschweizer durchschnittlich keine geisteswissenschaftlichen Typen sind, sondern in der praktischen Bewältigung von konkreten Lebensaufgaben ihre Stärke haben. Das lässt sich aus der zweiten Kurvenhälfte ersehen. Praktisches und theoretisches Rechnen scheint ein Spass zu sein (vielleicht wird an unsern Schulen zu viel Gewicht aufs Rechnen gelegt?). Der niedere Wert bei der Figurenauswahl ist wahrscheinlich auf die ungeschickte Testinstruktion und die für unsere Kinder zu kurz bemessene Lösungsfrist zurückzuführen und dürfte in Wirklichkeit einige Punkte höher liegen. Die Merkaufgaben schliesslich liegen wohl sehr hoch, dürfen aber nicht überbewertet werden, da das Gedächtnis nur bedingt mit der allgemeinen Intelligenz zusammenhängt.

Mittelwerte der Schultypen



Diese Profile sind vor allem für Lehrer an höheren Mittelschulen, Abschlussklassen und Spezialklassen aufschlussreich. Bewegen sich die Kurven der Real- und Sekundarschüler im Rahmen der durchschnittlichen Intelligenzstruktur des Gesamt, so weisen die Gymnasiasten und besonders die Spezialschüler einige interessante Besonderheiten auf. Die Gymnasiasten verfügen über eine relativ bessere Sprachbegabung als die andern drei Gruppen (GE). Dafür liegen die letzten zwei Aufgaben, wo es um intuitives, ganzheitliches und räumliches Erfassen geht, bei ihnen am tiefsten, und gerade diese beiden Punkte sind bei den Spezialschülern relativ am höchsten! Damit werden wir auf die völlig verschiedene Denkweise der beiden extremen Schülertypen hingewiesen:

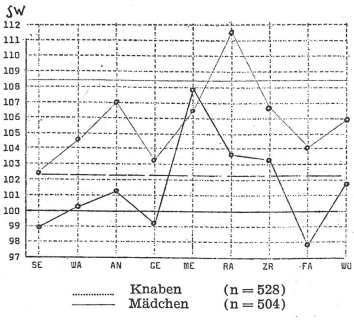
Gehen die Gymnasiasten analytisch, beobachtend, begrifflich vor, so die Spezialschüler ganzheitlich, intuitiv, gefühlsmässig. Aus diesem Grunde bewältigen die Gymnasiasten die Merk- und Rechenaufgaben auch relativ viel besser als die Spezialschüler.

Dieses Diagramm demonstriert handgreiflich, dass es bei der Intelligenz nicht allein um das quantitative Mass geht, sondern um ein qualitatives und komplex aufgebautes Gebilde.

Mittelwerte der Geschlechter

Hier ergeben sich grosse Differenzen, vor allem in der mittleren Leistungshöhe. Die Knaben liegen ganze sechs SW über den Mädchen! Einzig die Gedächtnisleistung der Mädchen ist besser als die der Knaben. Relativ gut erscheinen auch die Zahlenreihen, was sicher auf die ausgeprägte rhythmische Begabung der Mädchen zurückzuführen ist. Die beiden Spitzen der Knaben liegen im Analogiedenken und im Praktisch-Rechnerischen.

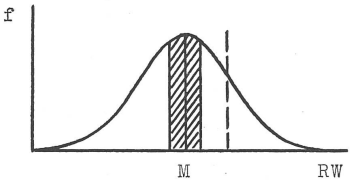
Das Sommer-Programm des VSS-Auslandamtes ist erschienen.



Die Prüfung der Hypothese

Im vorangehenden Abschnitt haben wir die Resultate unserer Untersuchung grafisch dargestellt und eine vorläufige Interpretation, quasi «nach Augenmass», gewagt. In der Wissenschaft dürfen Unterschiede jedoch nicht so ohne weiteres festgestellt werden. Vielmehr hat die *Statistik* Methoden und Formeln bereitgestellt, die uns erlauben, den *Bedeutungsgrad* oder die *Signifikation* mathematisch zu berechnen und damit verbindlich auszusagen.

Vor allem aber sind wir bei der Prüfung der eingangs formulierten Hypothese auf die statistische Analyse angewiesen. Wir hatten dort die Nullhypothese aufgestellt: «Es besteht kein bedeutsamer Unterschied zwischen der Intelligenz der deutschen und der Zürcher Kinder.» Wir können auch anders sagen: «Die Zürcher Stichprobe entspricht der deutschen Population, in welcher der I-S-T geeicht wurde.» Beginnen wir mit den Resultaten der 14jährigen: Amthauer hat für sie einen Mittelwert von 66 RW erhalten, wir dagegen 80 RW. Eine Formel, welche die Abweichung der Einzelresultate vom Mittelwert berücksichtigt, sagt uns, dass mit einer Wahrscheinlichkeit von 99,9% der Mittelwert einer zufällig herausgegriffenen Stichprobe in den Bereich 66 ± 1,62 RW fallen muss (schraffierte Fläche).

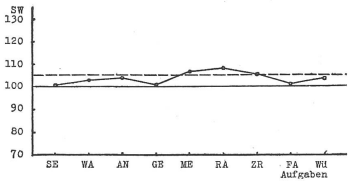


Unser Mittelwert (———) fällt aber nicht mehr in diesen Bereich. Wir müssen also die Nullhypothese (deutscher M — Zürcher M=0) verwerfen zugunsten der Alternativhypothese, die wir auch — nach einer andern Methode — so formulieren können: «Es besteht ein *sehr signifikanter Unterschied* zwischen dem deutschen und dem Zürcher Mittelwert der 14jährigen.»

Dasselbe Ergebnis stellen wir bei den 15jährigen fest, weshalb wir nun den Schluss wagen dürfen: «Da unsere Zürcher Stichprobe nicht die erwarteten, der deutschen Population entsprechenden Normen geliefert hat, muss angenommen werden, dass die Zürcher Population der 14- und 15jährigen heute ein höheres Intelligenzniveau besitzt als die deutsche von 1951/52 (als der I-S-T geeicht wurde).» Diese Aussage bezieht sich natürlich auf die vom I-S-T gemessene Intelligenz, nicht auf die Intelligenz an sich.

(Um Missverständnissen zu begegnen, sei darauf hingewiesen, dass die städtischen Populationen in vielen Intelligenztests höhere Ergebnisse zeitigten als die ländlichen oder die Gesamtbevölkerung. Zudem wäre es durchaus möglich, dass Amthauer heute in Deutschland vielleicht auch höhere Resultate erhielte, weil eine allgemeine Tendenz zur Steigerung der intellektuellen Fähigkeiten besteht.)

Noch eine Hypothese gilt es statistisch zu beleuchten: die Berufsberater behaupteten nicht nur ein höheres durchschnittliches Intelligenzniveau der Zürcher Kinder; sie glaubten auch, die *Struktur* dieser Intelligenz sei von der deutschen verschieden. Die erste Betrachtung der Mittelwertprofile schien diese Hypothese zu stützen. Die statistische Analyse bedient sich hier z. B. der «Chi-Quadrat-Methode» und stellt eindeutig fest, dass die Abweichungen der einzelnen Aufgabengruppen vom erwarteten Wert (welcher jeweils auf dem Standard von 105,4 SW liegen sollte; vgl. das Profil «Mittelwerte des Gesamt») *in keiner Weise signifikant* sind! Wir sind deshalb nicht berechtigt, auf Grund der Mittelwertprofile Aussagen über die Verschiedenheit der Intelligenzstrukturen zu machen. Die Interpretation, die wir weiter oben «nach Augenmass» wagten, sind entsprechend abzuschwächen und nur als Tendenzen zu werten. Wenn wir das Gesamtprofil im ganzen Bereich von 70 bis 130 SW betrachten, verstehen wir diese statistische Korrektur besser: das Profil wird auf diese Weise nämlich wesentlich flacher;

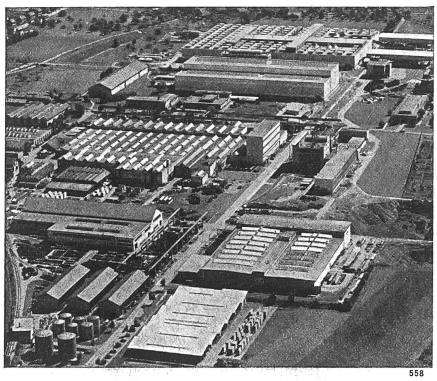


Es blieb uns also nur der signifikante Niveauunterschied; er rechtfertigte aber das eigentliche Ziel der vorliegenden Untersuchung: die *Neueichung des I-S-T* für die stadtzürcherische Berufsberatung. Die methodische Darbietung einer solchen Eichung würde an dieser Stelle zu viel Fachkenntnis voraussetzen. Zur Veranschaulichung sei hier zum Schluss dafür als Beispiel die Umrechnungstabelle für die gesamten Testpunkte (RW) der 15jährigen in Standardwerte angeführt, und zwar nach dem deutschen (bisherigen) und dem neuen Zürcher Standard:

RW		SW Deutschland	SW Zürich
171—180	=	150	136
161—170	=	146	132
151—160	=	141	128
141—150	=	136	124
131—140	=	131	120
121—130	=	126	116
111—120	=	121	112
101—110	=	116	108
91—100	=	111	104
81— 90	=	106	100
71— 80	=	101	96
61— 70	=	96	92
51— 60	=	91	88
41— 50	=	86	84
31— 40	=	81	80
21— 30	=	76	76
11— 20	=	71	72
1— 10	=	66	68

SULZER

für Ihre Weiterbildung ein Begriff



Auf allen Gebieten des modernen Maschinenbaues, einschliesslich Kernenergietechnik, findet bei uns der junge Ingenieur eine vielseitige und ausbaufähige Tätigkeit.

Unsere Personalabteilung erteilt jederzeit gerne darüber Auskunft.

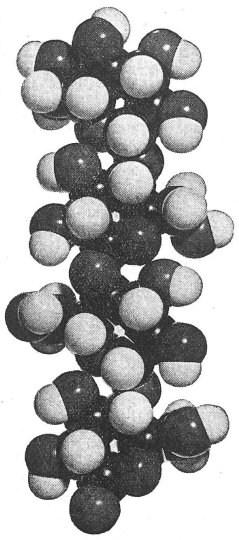
Gebrüder Sulzer, Aktiengesellschaft
Winterthur, Schweiz

TABAK Schrämli das alte gute Spezialgeschäft beim Poly

Verlangen Sie ausdrücklich unser seit 35 Jahren eingeführtes Spezial-Produkt

AG Vereinigte Zürcher Molkereien
Zürich 4

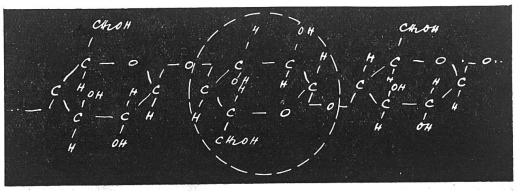
CIBA



Strukturformel eines Ausschnittes der Zellulosekette.

Seit jeher war es das Ziel der Farbenchemie, Farbstoffe zu finden, die sich mit den zu färbenden Substraten möglichst haltbar verbinden. Die in der CIBA vor einigen Jahren entwickelten Cibalanbrillantfarbstoffe sind befähigt, mit der Wollfaser eine chemische Verbindung einzugehen. Angesichts der grossen Verbreitung zellulosehaltiger Textilien ist es von noch grösserer Bedeutung, auch für diese Fasern ähnliche Farbstoffe zu schaffen. Das Problem blieb lange offen; seit Jahrzehnten bemühten sich Farbenchemiker, eine praktisch brauchbare Lösung zu finden. Mit der Entwicklung der Cibacronfarbstoffe ist nun auch in dieser Richtung ein entscheidender Schritt getan. Färben und Bedrucken von Zelluloseartikeln stehen fortan vor ganz neuen, vielversprechenden Möglichkeiten. Ausser durch die Leuchtkraft und die Brillanz ihrer Töne zeichnen sich die Cibacronfarbstoffe durch hervorragende Wasch- und Lichtechtheiten aus.

Ruf und Ansehen der CIBA in allen ihren Arbeitsgebieten beruhen auf Tradition und den Errungenschaften einer zielbewussten Forschung.



SPORT der hochschulen

Die 2053 Sporttreibenden des Wintersemesters 1961/62, von denen ich in der letzten Nummer des «Zürcher Studenten» gesprochen habe, verzeichneten pro Woche im Durchschnitt 1612,8 Besuche. Da die Beteiligung zu Semesterbeginn und -schluss wesentlich kleiner ist, werden von Mitte November bis Mitte Dezember über 2000 Besuche in den Uebungen des ASVZ registriert. Dieser grosse Betrieb kann nur durch Ausnützung jeglicher Uebungsgelegenheit bewältigt werden. Da die Zahl der zur Verfügung stehenden Hallen kaum vermehrt werden kann, die Sportfreudigkeit der Studierenden aber stetig ansteigt, entstehen Engpässe, die nicht zu vermeiden sind. Nur die eigene Hochschulsportanlage wird hier wirkliche Besserung schaffen, und bis zu deren Inbetriebnahme — bald dürfen dafür nähere Angaben gemacht werden — muss man mit Notlösungen vorlieb nehmen. Der freie Uebungsbetrieb bringt es mit sich, dass die Studierenden dann zum Turnen gehen, wenn es ihnen passt, und nur in ganz beschränktem Rahmen dann, wenn genügend Uebungsgelegenheiten vorhanden sind. Da die dem ASVZ zur Verfügung stehenden Hallen nicht auf alle Wochentage gleich verteilt sind, gibt es an verschiedenen Tagen eine Ueberfüllung von Hallen und Garderoben. Die folgende Tabelle gibt dafür einen Ueberblick:

Uebungsbesuch in den allgemeinen Uebungen für Studenten

	Mo	Di	Mi	Do	Fr
17—18	35,6	45,5	—	43,1	31,4
18—19	62,8	93,9	172,4	76,8	107,8
Stundenzahl	1	1	4	3	2

Diese Tabelle zeigt eindeutig, dass die Dienstagsstunde zu stark besucht ist. Ein Durchschnitt von 93,9 Besuchern bei einem maximalen Besuch von 125 Teilnehmern verunmöglicht einen einwandfreien Unterricht. Die Studierenden werden deshalb gebeten, wenn immer möglich andere Tage als den Dienstag für ihre turnerische Betätigung zu wählen. Die Leiter sind ihnen dafür dankbar.

Anmeldeergebnisse für die Spielwettkämpfe Sommersemester 1962

	Mannschaften 1962	Mannschaften 1961
Fussball	49	40
Handball	12	16
Basketball	12	9
Korbball	8	7

Aus diesen Zahlen dürfte ersichtlich sein, dass der Uebungsbetrieb des ASVZ nicht nur Wettkämpfe umfasst, auch wenn dieser Eindruck entstehen könnte, weil hier Ausschreibungen und Resultate publiziert werden.

Resultate:

SHM Tennismannschafts-Wettkämpfe
Uni Zürich schlägt Uni Fribourg 3 : 0
Fussballtrainingsspiel vom 30. April
ETH — Uni Zürich 5 : 5
Fussballtrainingsspiel vom 18. Mai
ETH — Uni Zürich 1 : 5
Leichtathletiktreffen vom 12. 5. in Bellinzona.

Der ASVZ gewinnt gegen die Tessinerauswahl mit 66 : 54 Punkten.

Beste Resultate:

200 m	Peter Laeng	21,1
Hochsprung	Jürg Baerlocher	1,90
Kugel	Urs Trautmann	13,97

Voranzeigen:

Zürcher Hochschulmeisterschaften (ZHSM)

Leichtathletik

Montag, 28. Mai, 18.00 Uhr, Kantonsschulturnhalle: 100 m, 800 m, Weitsprung, Stabhochsprung

Dienstag, 29. Mai, 18.00 Uhr, Kantonsschulturnhalle: 400 m, 3000 m, Kugelstossen, Hochsprung

Mittwoch, 6. Juni, 12.00 Uhr, Sportplatz SKA: Diskus- und Speerwerfen

Mittwoch, 6. Juni, 19.00 Uhr, Kantonsschulturnhalle: 1500 m, 200 m

Die ZHSM-Leichtathletik mussten gegenüber der Ankündigung im blauen Programm vorverschoben werden.

ZHSM Schwimmen
Dienstag, 7. Juni, 07.15 Uhr, Hallenbad

Studentinnen:	Studenten:
50 m frei	100 m frei
50 m Rücken	100 m Rücken
100 m Brust	100 m Brust

ZHSM Fechten
jeweils 18.00 Uhr im Fechtsaal der Universität

Montag, 28. Mai	Degen (elektrisch)
Montag, 4. Juni	Florett (elektrisch)
Mittwoch, 6. Juni	Säbel

Details über alle ZHSM siehe Anschläge des ASVZ.

Diese Wettkämpfe gelten als Vorbereitung und Ausscheidung für die Schweiz. Hochschulmeisterschaften vom 22./23. Juni in Fribourg.

Am 26. Juni findet ein Leichtathletik- und Handball-Wettkampf Freie Universität Berlin gegen ASVZ in Berlin statt. Für die Leichtathletik gelten die ZHSM als Ausscheidung. Für Handball wird die Mannschaft auf Grund von Trainingsspielen ausgewählt.

Leichtathletik-Mannschaftswettkampf

Mittwoch, 4. Juli, 18.00 Uhr, Kantonsschulturnhalle für Abteilungen, Fakultäten, Vereinigungen: 100 m, Weitsprung, Kugelstossen, Staffel

Dieser Wettkampf sollte vor allem den Durchschnittsleichtathleten eine fröhliche Startgelegenheit bieten. Bitte das Training dafür jetzt und nicht erst am 1. Juli aufnehmen!

Dr. C. Schneiter

Stiftung Nietzsche-Haus in Sils-Maria

I. Zweck

Die unter dem Patronat der Schweizerischen Geisteswissenschaftlichen Gesellschaft gemäss Stiftungsurkunde vom 11. Februar 1959 errichtete Stiftung Nietzsche-Haus in Sils-Maria hat folgende Zwecke:

1. Sie soll durch pietätvolle Bewahrung des Nietzsche-Hauses und durch Errichtung einer Nietzsche-Bibliothek und -Dokumentarsammlung die Erinnerung an den Silser Aufenthalt des Philosophen wachhalten. Nietzsche-Zimmer und Ausstellungsraum werden dem interessierten Publikum zu bestimmten Oeffnungszeiten zugänglich sein.
2. Sie soll Gelehrten und Schriftstellern in den verbleibenden Räumen des Nietzsche-Hauses zu möglichst vorteilhaften Bedingungen eine einfache und ruhige Unterkunft für Arbeit und Erholung bieten.

II. Genussberechtigung

Um Aufnahme im Nietzsche-Haus können sich bewerben: Dozenten, fortgeschrittene Studenten und Studentinnen, sowie, nach Möglichkeit, freie Schriftsteller und Gelehrte (allenfalls mit ihren Ehepartnern), die mit einer grösseren Arbeit (Publikation, Habilitationsschrift, Dissertation) beschäftigt sind und denen ein Aufenthalt in Sils-Maria hilfreich wäre.

Es sollen in erster Linie Mitglieder der geisteswissenschaftlichen Fakultäten, in zweiter Linie Angehörige anderer Fakultäten und schliesslich freie Schriftsteller und Gelehrte berücksichtigt werden.

Die beschränkte Zahl der zur Verfügung stehenden Zimmer nötigt den Stiftungsrat, die Aufenthaltsgewährung in der Regel auf drei Wochen zu begrenzen.

Ueber die Zulassung entscheidet im Auftrag des Stiftungsrates der Präsident.

Alle Bewerbungen sind zu richten an das Sekretariat der Stiftung Nietzsche-Haus in Sils-Maria (Postfach, Zürich 22, Schweiz).

III. Räumlichkeiten

Dem Gast des Nietzsche-Hauses stehen zur Verfügung:

1. ein einfaches Zimmer
2. ein gemeinsamer Aufenthaltsraum (Lesezimmer)
3. Toilette und Dusche
4. Eine grosse und wohnliche Küche, deren Benützung zur Zubereitung und Einnahme des Frühstücks sowie anderer einfacher Mahlzeiten offensteht.

IV. Zeiten der Bewohnung

Vorläufig wird das Nietzsche-Haus in den Monaten Juni bis September offenstehen.

Die genauen Oeffnungs- und Schliessungszeiten werden je nach den Anmeldungen festgesetzt.

V. Verpflegung

Die Stiftung ist in der Lage, auf begründetes Gesuch hin dem Gast Mahlzeiten zum ermässigten Preis zu vermitteln.

VI. Kustos

Für die Beachtung der Hausordnung amtet im Namen und in Unterstützung des Stiftungsrates ein Kustos, an den sich die Gäste mit ihren Wünschen richten können.

Der Kustos übernimmt auch die Betreuung der Besucher des Nietzsche-Zimmers und des Ausstellungsraumes zu gewissen Tagesstunden.

Als Kustos amtet in der Regel ein jüngerer Gast des Nietzsche-Hauses mit verlängerter Aufenthaltsdauer; als Entgelt für seine Mühewaltung steht ihm ein Zimmer kostenlos zur Verfügung, und die Stiftung wird ihm nach Möglichkeit einen Beitrag an die Verpflegungskosten ausrichten.

VII. Unterhalt

Für die Instandhaltung der Räume und den Zimmerdienst wird von der Stiftung eine Hilfskraft am Ort im Stundenlohn angestellt.

Zuschriften an das Sekretariat:
Stiftung «Nietzsche-Haus in Sils Maria»
Postfach, Zürich 22 (Schweiz)

PLAUSCH

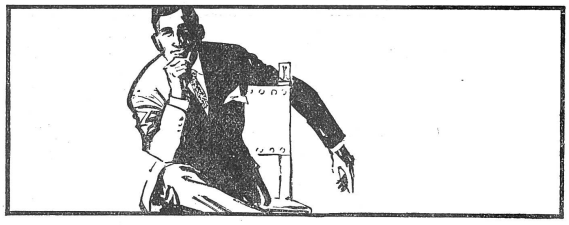
Sommermädchenküssetauschelächelbeichte

Von Hans von Gumpenberg

An der Murmelrieselplauderplätscherquelle
Sass ich sehnsuchtstränentröpfeltrauerbang:
Trat herzu ein Augenblinzeljunggeselle
In verweg'nem Hüfteschwingeschlendergang,
Zog mit Schäkerehrfurchtsbittegrussverbeugung
Seinen Federbaumelriesenkrämpenhut —
Gleich verspürt' ich Liebeszauberkeimeneigung,
War ihm zitterjubelschauderherzensgut!

Nahm er Platz mit Spitzbubglücketückekichern,
Schlang um mich den Eisenklammermuskelarm:
Vor dem Griff, dem grausegruselsiegesichern
Wurde mir so zappelseligsiedewarm!
Und er rief: «Mein Zuckerschnuckelputzelkindchen,
Welch ein Schmiegeschmatzeschwelgehochgenuss!»
Gab mir auf mein Schmachteschmollerosemündchen
Einen Schnurrbartstachelkitzelkosekuss.

Da durchfuhr mich Wonneloderflackerfeuer —
Ach, das war so überwinderwundervoll . . .
Küsst' ich selbst das Stachelkitzelungeheuer,
Sommersonnenrauschverwirrungsrasetoll!
Schilt nicht, Hüstelkeifewackeltrampeltante,
Wenn dein Nichtchen jetzt nicht knickeknirschekniet,
Denn der Plauderplätscherquellenunbekannte
Küsste wirklich wetterbombenexquisit!!!



Tuch AG
Herren- und Knabenkleider
Zürich — bei der Sihlporte
Zürich-Oerlikon — Schulstrasse 37

Das Geheimnis unserer günstigen Preise:
eigene Stoff-Fabrikation
eigene Kleiderverarbeitung
eigene Verkaufsgeschäfte

SWISSAIR

Die Swissair sucht Studenten für

Samstag- und Sonntagaushilfe
Aushilfe in den Semesterferien

als Ramparbeiter zum Beladen und Entladen der Flugzeuge im Startdienst auf dem Flughafen Zürich-Kloten.

Anforderungen: Gute Gesundheit, kräftige Konstitution, Bereitschaft zu unregelmässiger Arbeitszeit.

Interessenten werden gebeten, sich zu melden bei der Swissair, Departement Operation, Personaldienst Bodenpersonal, Zürich 58, Flughafen, Telefon 84 21 21, intern 3133.

Kleine MIGROS Zeitung Nr. 23

Wirtschaft und Ethik gehören zusammen

Zu diesem Thema schreibt Ch. A. Hochstrasser im Vorwort zum Rechenschaftsbericht des Migros Genossenschaftsbundes Zürich für das Jahr 1961:

In keiner Epoche der Geschichte gab es so viele Expansionsprojekte und Bauvorhaben, widerspiegelte unser Land ein solch ausgeprägtes Bild der menschlichen Tatkraft, Unternehmungslust und Risikofreudigkeit wie heute. Die nun jahrelang anhaltende Hochkonjunktur hat die schweizerische Wirtschaft nicht verweichlicht. Eine so lange Periode des Blühens und Gedeihens, wie wir sie nun seit Jahren erleben, bringt aber auch Phasen mit sich, die als gefährlich bezeichnet werden müssen. Es darf füglich behauptet werden, dass sich am Ende des Jahres 1961 unser Land vor ernste Fragen gestellt sieht.

Probleme der *Arbeitslosigkeit und Arbeitsbeschaffung*, die einmal fast als unüberwindlich scheinende Hindernisse die Entwicklung der Wirtschaft hemmten, stehen heute nicht zur Diskussion. Im Gegenteil, die Reserven an einheimischen Arbeitskräften haben sich weitgehend erschöpft, ja ein so massiver Einsatz von ausländischen Arbeitern, wie ihn die Schweiz aufweist, wirft in mancher Beziehung Probleme auf, die immer ernster werden. Sogar die internationale Konkurrenz macht sich in der Suche nach Arbeitskräften mehr und mehr spürbar, trotzdem die Schweiz immer noch als ein begehrtes Ziel für viele Arbeitssuchende gilt. Wie überall ist auch hier festzustellen, dass Grenzen gesetzt sind, deren Ueberschreitung zu Schwierigkeiten führen muss. Die Forderungen nach kürzerer Arbeitszeit und längeren Ferien sind trotz ihrer weitgehenden Erfüllung nicht gestillt. Mit Sicherheit darf angenommen werden, dass wir diesbezüglich noch nicht beim Optimum angelangt sind. Die heutigen Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt verhindern fast automatisch eine in dieser Richtung überstürzte Entwicklung und bewahren uns vor ungesunden Auswirkungen.

Die sehr beachtliche Erhöhung des Einkommens als Folge der Hochkonjunktur ist gerade gegen das Jahresende durch ein starkes Ansteigen des Index der Lebenskosten weitgehend absorbiert worden. Die Ansprüche, die heute an den Lebensstandard gestellt werden, sind nicht im Abflauen, sondern steigern sich zusehends. Beredte Zeugen dieser Entwicklung sind die weithin sichtbar fortschreitende Motorisierung und die Forderungen an den heutigen Wohnkomfort.

Von dieser Entwicklung am stärksten betroffen sind die *Klein- und Mittelbauern* und die *Sparer* und *Rentner*, weil sich ihr Einkommen nur in ungenügender Weise dem stetig steigenden Lebenskostenindex angepasst hat. Die Erkenntnis, dass ein gesunder Bauernstand ein grundlegender Faktor unserer wirtschaftlichen und politischen Struktur ist, wurzelt tief im Volk; es widerspricht aber auch seinem Empfinden, dass die alten Leute, die besonders schutzbedürftig sind, immer mehr auf die Schattenseite der stürmisch vorwärtsschreitenden Konjunktur gedrängt werden. Die auch im Jahre 1961 blühende Migros-Gemeinschaft ist geradezu prädestiniert, an der Lösung dieser grossen Probleme entscheidend mitzuhelfen. Sie darf sich bei ihren Bemühungen in dieser Richtung auf das Verständnis und die Mitarbeit des Konsumenten verlassen.

Zelte 50 verschiedene Typen (auch Occ.) warten auf Sie! Grosse Auswahl auch in **Campingartikeln.** Günstig, da direkt ab Lager! Erstklassige Beratung.
W. Stadelmann & Co., Zürich 5
Zollstrasse 42 (beim HB), Tel. 44 95 14

Chemie
Vorbereitung auf Propädeutikum, Vordiplom
Dr. Cantieni
Untere Zäune 21 Zürich 1
Tel. 34 50 77

Warum nicht das Beste günstiger kaufen!
Strehlgasse 4 bei der Rathausbrücke und Bahnhofstrasse 82 Zürich
wollen keller

Benzincoupons
Geldwechsel
Reisechecks
Kreditbriefe
Schrankfächer

ZÜRCHER KANTONALBANK

Hauptbank
Bahnhofstr. 9, Zürich 1
Zweigstellen
im ganzen Kanton

VIVI-KOLA Orangina HENNIEZ LITHINÉE

SAB
Dein Einkauf
Dein Preis
Dein Laden
im Studheim und Clausiusstrasse 35

Wir drucken Dissertationen und Autographien in IBM
L. Speich, Zürich
Brandschenkestrasse 47
Tel. 051 / 27 08 50

Den Lesern des «Zürcher Student» gehört die Zukunft! Deshalb inseriert die weitsichtige Firma im «Zürcher Student»!

Photoapparate Filmkameras
GANZ & Co
ZÜRICH
BAHNHOFSTRASSE 40
TELEFON (051) 23 97 73

BUCHBINDEREI Emil Stamm
Zürich 6
Clausiusstrasse 4
Tel. (051) 47 34 49
Sämtliche Buchbinderarbeiten
Plastikheftung zum Selbstauswechseln

so mild...
die meistgerauchte
des Jahres

F. J. Burrus Boncourt

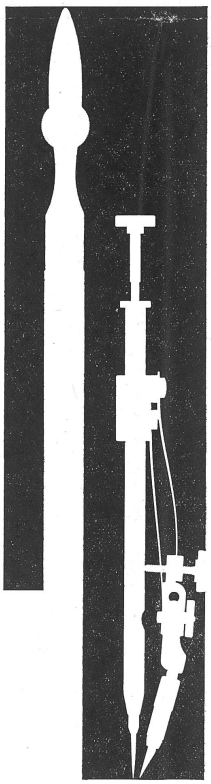
Vor und nach dem Kolleg
eine Erfrischung im
Café Studio
Zürich beim Pfauen

Studenten willkommen

Unibar	Universitätsgebäude
Erfrischungsraum	Zahnärztliches Institut
Karl der Grosse	beim Grossmünster
Olivenbaum	beim Bahnhof Stadelhofen Parterre Selbstbedienung 1. Stock Bedienung
Rütli	Zähringerstrasse 43, beim Central Mittag und Abend auch 1. Stock
Zur Limmat	Limmatquai 92, 1. Stock
Frohsinn	am Hottingerplatz

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften

Kern SWISS



Kern Reisszeug-Neuheiten
Formschöne, praktische Metalletuis für die meisten hartverchromten Präzisionsreisszeuge.
Handreissfedern mit Hartmetallspitzen, praktisch abnützungsfrei auch auf Kunststoff-Folien.

Kern & Co. AG Aarau

PHILIPS

PHILIPS

sucht fortlaufend Ingenieure
mit abgeschlossenem Studium
technischer Richtung (Elektrotechnik,
Elektronik, Physik, etc.)

PHILIPS AG
Edenstrasse 20, Zürich 3/45
Telephon 25 86 10

Studenten tragen Nylon-Hemden

aus porösem Nylsuisse.
Bügeln absolut überflüssig.
Weich wie Seide. Schweizer Fabrikat.
Mit Plastik-Kleiderbügel. In Polybeutel verpackt.
Grössen 36 bis 44.
16.50 mit 8% = netto **15.20**

In den LVZ-Selbstbedienungsläden und im St. Annahof, Stadt und Oerlikon, (Zürich, Bahnhofstrasse 57 / Füsslistr., Tel. 25 58 30. Oerlikon, Schaffhauserstrasse 344, Tel. 46 44 12). Auf Wunsch Vermittlung durch jede LVZ-Filiale.

Lebensmittelverein Zürich

Briefe an *Wilhelmine*

Ich vergewisserte mich ein zweites Mal — tatsächlich: ein Brief lag im Briefkasten! Aehnlich mag sich ein junges Mädchen über den ersten Rosenstrauss seines Verehrers freuen. Doch schien die freudige Stimmung in diesem Fall nicht angebracht zu sein. Denn, um ja kein Missverständnis aufkommen zu lassen, stand gross und dick oben drüber:
KLAGE

«Zu Beginn der Studienzeit liess ich die Haare wieder wachsen, weil es unter uns Studentinnen Grundsatz war, uns in keiner Weise von anderen jungen Mädchen zu unterscheiden. Damals galt es bei vielen noch für unweiblich, zu studieren; es sollte deshalb jede als männlich zu deutende Note in der äusseren Erscheinung und im Auftreten vermieden werden.»

Und weiter:

«Der Gynäkologieprofessor war ein Gegner des Frauenstudiums und äusserte dies auf eine sehr unfeine Weise. Er verflocht nämlich anstössige oft geradezu unflätige auf sein Fach bezügliche Witze in seinen Vortrag, die er vielleicht überhaupt gern anbrachte, die aber zugleich den Zweck hatten, die anwesenden Studentinnen zu verscheuchen oder mindestens zu beleidigen.»

Solches erzählt uns Ricarda Huch («Frühling in der Schweiz»), die am Ende der achtziger Jahre in Zürich studierte und als eine der ersten Frauen promovierte. Heute lächeln wir — amüsiert, mitleidig und fast ungläubig —, wenn wir von jenen Zeiten hören, da es ausser Köpfchen noch eine gehörige Portion Mut, Selbstvertrauen, Beharrlichkeit und Eigenwillen brauchte, bis sich eine SIE zu so etwas Pionierhaftem wie Studentin hinaufzuschwingen wagte. Dass unter solchen Umständen die wenigen Heldinnen zusammenhalten mussten und es demzufolge einen Studentinnenverein gab, ist nicht weiter verwunderlich.

Und heute? Den Zweifeln und Nöten von damals haben zwar die Zeiten ein Ende bereitet. Aber leicht hat man's auch heute noch nicht. Und seltsam genug, dass das Problem, auch wenn es inzwischen unter anderer Gestalt erscheint, sich immer noch um die alte Frage «weiblich oder unweiblich» dreht.

Denn wie betrachtet man heute die studierenden Frauen? Die Sache ist die, dass man sie gar nicht näher betrachtet. Vielmehr teilt man von vorneherein und kategorisch in Klassen ein, nämlich Klasse A: die Studentinnen, die ihr Dasein an der Uni fristen, um sich einen Mann zu ergattern, und Klasse B: die ausgekochten Frauenrechtlerinnen und jene, die es werden wollen.

Jede von uns ist mit dem einen brennenden Wunsch an die Hochschule gekommen, ernstgenommen zu werden, und zwar in der Arbeit. Aber gerade darin sieht sie sich getäuscht. Wer hat nicht selbst erlebt, unter welch beträchtlichen Minderwertigkeitsgefühlen eine Anfängerin an der Uni zu leiden fähig ist! Diese Sorge brauchten eine Ricarda Huch und ihre Zeitgenossinnen noch nicht zu haben; wer sich damals bis zur Universität durchsetzte, wurde von selbst ernstgenommen. Mit zunehmender Quantität muss sich aber irgendwie die Qualität verschlechtert haben.

Ist man heute als Studentin pflichtbewusst, findet man es am Platz, am Fackelzug mitzumarschieren, an den Dies academicus zu gehen und fleissig in die Vorlesungen zu sitzen, so haben die Herren bloss ein milde verzeihendes Lächeln übrig und die lieben Kommilitonen stellen geschwinde fest, diesem armen Ding bleibe halt nichts anderes übrig, als sich mit dem Reich des Geistes zufriedenzugeben. Verleugnet man aber die Weiblichkeit doch nicht ganz, so wird man ohne Zögern in Klasse A eingereiht. Anders ausgedrückt: als Studentin wird man entweder als geschlechtsloses Arbeitstier oder denn als arbeitsloses Geschlechtstier betrachtet.

Ob an dieser groben Verallgemeinerung tatsächlich die Studentinnen schuld sind, lässt sich schwer sagen. Nötig aber wäre sie nicht. Denn dass es Studentinnen gibt, die beides in sich vereinigen, nämlich freundlich strahlende Weiblichkeit und doch auch etwas an Geist und gesundem Menschenverstand, ist doch durchaus möglich — auch wenn es selten vorkommt, wie sich das für ein Ideal geziemt. Oder nicht? *R. D.phil. I*

Soweit die Klage, die am Schluss gottlob und ganz von selbst doch wieder ein wenig zuversichtlicher tönt. Vergiss nicht, den Anspruch, in seiner Arbeit ernstgenommen zu werden, kann kein Mensch erheben, ohne vorher den Beweis der eigenen Fähigkeit geliefert zu haben. Was aber die freundliche Klasseneinteilung und Verallgemeinerung, von der Du sprichst, anbelangt, so liegt es bei der einzelnen Studentin, solche Ansichten — wenn sie tatsächlich bestehen — Lügen zu strafen, zwar nicht für die Gesamtschaft der Studentinnen, wohl aber jede im eigenen Kreis. Nachdenklich stimmte mich aber Dein Brief trotzdem, und es wäre interessant, die Ansicht anderer Kommilitoninnen darüber zu hören.

Kurz vor Redaktionsschluss eingetroffen:

Liebe Wilhelmine, Dir wünsche ich alles Gute, Deine Zeitungsspalte mögest Du aber schliessen, den Briefkasten verschenken oder verhenken! Denn eine besondere Spalte auch in dem Organ der Studenten brauchen die Kommilitoninnen beileibe nicht auch noch. Solche Spalten gibt's genug in Elles und Annabelles — wer sucht, findet dort. Ich hoffte nämlich, dass zum mindesten auf studentischer Ebene nicht eine Spalte bestehen müsste, von der die einen glauben, dass sie sie überspringen müssten, die andern, nämlich die Kommilitoninnen aber finden, nur dies sei brennend und aktuell. Ueberall wo es nicht nötig ist, macht man etwas Besonderes aus uns Studentinnen, nämlich dort, wo man feststellt, dass im Vergleich zu früher doch schon so überragend viele (=zu viele) Studentinnen da sind. Und da wo es am Platze wäre, nämlich beim minimalen Anstand u. a. (bei schweizerischen, vor allem bei zürcherischen Studentinnen erreicht dieser das absolute Minimum!), sind wir gar nix Besonderes.

Regressia, med.

Auf einer Postkarte:

Gratuliere zur Idee! Der neue Zürcher Student scheint mir vielseitiger und bunter geworden zu sein. Dass man auch uns Studentinnen endlich einen eigenen Platz in der Zeitung einräumt, finde ich eine höchst liebenswürdige und erfreuliche Geste. Manche mag dies bisher vermisst haben. Frauen schweigen oft, nicht weil sie nichts zu sagen haben, sondern weil sie niemand um das Wort bittet. Mit guten Wünschen. *M. H., phil. I*

Und von «männlicher Seite» stammt folgende Zuschrift

Zürich ist eine modische Stadt. Ueberall werden Gewänder gewechselt. Man denke an die Polizei, und man denke an den «Zürcher Student». Der Frühling ist da, der Lenz ist angekommen.

Dass wir nun im «Zürcher Student» eine Frauenseite haben (wie sie alle grossen Zeitungen haben) gehört irgendwie auch zum Frühling. Doch beim Namen Wilhelmine wird mir's gar nicht so warm ums Herz, so wie es eigentlich sein sollte. Von Frühlingserwachen ganz zu schweigen. Ich kann nichts dafür und Wilhelmine natürlich auch nichts, dass sich bei diesem Namen ganz komische Assoziationen einstellen. Nun, die Gedanken wandern nach Norden, und Wilhelmine steht mächtig vor mir, gütig lächelnd und in eine Nerzstola gewickelt. (Den Gebildeteren fällt dabei noch die Anekdote von den Säulen, auf denen das Haus Oranien ruht, ein.) Und dann frage ich mich: Das soll unsere neue Briefkastentante sein. Die weniger zeitgeschichtlich sondern mehr historisch Veranlagten können beim Namen Wilhelmine noch zu ganz anderen Ideenverbindungen kommen, wenn sie wissen, dass zu Zeiten des deutschen Kaisers mit deutscher Nation die patriotischen Bürger ihre an Kaisers Geburtstag am 27. Januar geborenen Kinder mit Vorliebe auf Seinen Namen tauften. War es dann aber zu Vaters Schmerz kein Knäblein, sondern «nur» ein Mägdelein, machte man statt einem Klein-Wilhelm eine Klein-Wilhelmine. Die Eltern waren, so erzählt man sich's, dann sehr stolz. Die Kinder kamen meist aber selbst nicht mehr dazu, stolz zu sein.

Ich bin nun wirklich gespannt, was aus unserer Wilhelmine noch wird. Sie ist geschichtlich belastet, sicherlich, aber sie ist noch ein unbeschriebenes Blatt, und das ist heute schon viel wert. Also schreib's, schreib's Wilhelmine, wie du bist; du hast ja eine ganze Seite für dich. Schreib's Wilhelmine! *'Anias Diko'*

die hochschule andere

HAMBURG

«Ich war ein Semester in Hamburg» — bei dieser Auskunft begegne ich oft einem heimlichen Kopfschütteln, einem verständislosen Blick oder der offenen Frage: «Warum denn gerade nach Hamburg?» Hamburg und Universität, die Hansestadt und das Studium der Germanistik scheinen sich in den Köpfen der Kommilitonen nur schwer vereinigen zu wollen.

Aus der Distanz von einigen hundert Kilometern sehen wir Hamburg nur als die Hafenstadt, erfüllt vom Hin und Her des Handels. Doch ist die Stadt nicht nur ein Umschlagsplatz für Waren aus aller Welt, sie ist auch ein Treffpunkt von Menschen aus allen Himmelsrichtungen; der Handel hat einen echten Gegenpol im Austausch geistiger Güter, und für diese Weltoffenheit und Weltverbundenheit im Geist ist die Universität ein lebendiges Zeichen.

Wer zum ersten Mal am Dammtor aussteigt, um sich zur Alma Mater Hamburgensis zu begeben, erschrickt vielleicht etwas über die bescheidenen Masse des gemütlichen, von Efeu umrankten Gebäudes, das er laut Stadtplan als Universität erkennt. Doch guckt gleich daneben der «Philosophenturm» hervor — die 14stöckige Residenz der philosophischen und der theologischen Fakultät —, so dass die ängstliche Frage nach einem Sitzplatz in den Hörsälen wieder verschwindet. Hinter dem alten Gebäude, zwischen Rothenbaumchaussee und Grindelallee, ist in den letzten Jahren ein neues Universitätsviertel entstanden, dessen ganze Anlage mit den zahlreichen grosszügigen Neubauten vom Verständnis der Hamburger Bürger für die Bedürfnisse ihrer Universität zeugt. Da findet sich neben dem Hochhaus der Philosophen das Auditorium maximum mit seinen 2000 Plätzen, das geologische und das pädagogische Institut und ein zweiter kleiner Wolkenkratzer, der die Staatsbibliothek beherbergen wird. Auch für das leibliche Wohl der Studenten ist gesorgt: in einem für Zürcher Verhältnisse gross angelegten Studentenhaus stehen verschiedene Aufenthaltsräume zur Verfügung sowie eine Mensa, in der jeden Mittag ca. 5000 der insgesamt 14 000 Studenten verköstigt werden können.

Autostrassen gibt es in diesem Viertel keine, dafür umso mehr Rasenflächen, die zum Erstaunen mancher Schweizer nicht mit den ominösen Täfelchen geschmückt sind, die den Rasen mitsamt den Gänseblümchen zum Museumsobjekt stempeln.

Die Prozedur des Einschreibens wartet mit Ueberraschungen auf: zwar trifft man in den Büros überall viele Leute, aber trotzdem erstaunlich freundliche und hilfsbereite Beamte. Doch kann es vorkommen, dass sie dann in allzu eifriger Erfüllung ihrer Pflicht von einem Schweizer ebenso wie von einem Inder oder Brasilianer eine Deutschprüfung verlangen, «denn in der Schweiz gibt es doch französische Schulen» . . . Immerhin lassen sie sich von den darauf folgenden Erklärungen über die Sprachenverteilung in der Schweiz davon überzeugen, das wir zwar mit Akzent, aber sonst einigermassen korrekt Deutsch sprechen.

Eine angenehme Ueberraschung bildet die Einladung der akademischen Auslandstelle, die jeder Ausländer gleich beim Einschreiben erhält. Eine Orientierung über die Studienverhältnisse, die Besichtigung der Institute und Bibliotheken, eine Stadtrundfahrt und endlich eine Party mit Deutschen sollen den ausländischen Studenten den Start und den ersten Kontakt mit Kommilitionen erleichtern. Der Neuankömmling lernt hier Vertreter aller Fachschaften kennen, die bereit sind, sämtliche Fragen nach bestem Wissen zu beantworten und über Stundenplan- und andere Schwierigkeiten hinwegzuhelfen.

Diese Fachschaftsvertreter sind meist auch Mitglieder des Studentenparlamentes (unserm GStR vergleichbar) und machen einen so etwas mit der Arbeit der sog. «studentischen Selbstverwaltung» bekannt. Dem zürcherischen KStR entspricht der Allgemeine Studentenausschuss (ASta). Schon in den ersten Tagen ist mir die gute Organisation der Studenten aufgefallen, für fast jedes Problem wird eine «amtliche» Stelle oder eine Kommission geschaffen. Auch bemüht man sich im allgemeinen viel mehr, und nicht ohne Erfolg, um das Interesse der grossen Masse. Die Teilnahme der Studenten an der Politik — handle es sich um interne Probleme wie den Preis des Mensaessens, die Kontakte mit ostdeutschen Universitäten, die Wahl der Parlamentsmitglieder oder um deutsche und internationale Fragen — ist erheblich lebendiger als bei uns. Zu dieser Diskussion wird anlässlich der sog. «Freizeiten» noch manches beigetragen. Es sind dies von einer oder mehreren Fachschaften veranstaltete Weckends in der näheren Umgebung der Stadt, die der gemeinsamen Erörterung von bestimmten Problemkreisen des studentischen Lebens gewidmet sind; darüber hinaus bieten sie Gelegenheit, beim Skat (dem norddeutschen Jass), beim Spazieren und Faulenzen oder bei der abendlichen «leichten» Unterhaltung Studenten anderer Fakultäten (und der eigenen . . .) näher kennenzulernen.

Zur Einteilung des Studiums bleibt hier nicht viel zu sagen, da wir ja das vielberühmte deutsche System der akademischen Freiheit aus eigener Anschauung kennen, doch gibt es dennoch einige Unterschiede. Auf Testate wird in Hamburg viel weniger Wert gelegt, umso mehr gelten dafür die Seminarscheine, die schriftlichen Bestätigungen der aktiven Teilnahme an einem Seminar, sei es mit einem Referat oder nur mit Diskussionsbeiträgen. Die Folgen der stetig wachsenden Zahl der Studenten, während die der Professoren fast gleich bleibt, zeigen sich in der Einführung von Klausuren, die zu Beginn des Semesters über die Zulassung zu einigen Seminarien entscheiden, und in der «Assistentenwirtschaft», die es gerade den jüngern Semestern fast unmöglich macht, mit den Professoren in einen wenn auch noch so beschränkten persönlichen Kontakt zu treten.

Zur Germanistik im besonderen möchte ich folgendes bemerken: wie noch an anderen Universitäten bemühen sich die Professoren in Hamburg um grösste Wissenschaftlichkeit, die ihnen durch intensivstes Studium und ausgedehnte Besprechung der Sekundärliteratur in den Vorlesungen gewährleistet scheint. Manchmal nimmt diese Besprechung in einer Vorlesung mehr Raum ein als die direkte Interpretation eines Werks, ja es kann vorkommen, dass eine Interpretation des Professors aus «Zeitmangel» völlig unter den Tisch fällt. Auch Seminarien, die sich ausschliesslich mit der Sekundärliteratur beschäftigen, sind nicht selten. So läuft die Germanistik Gefahr, aus einem Studium der Literatur zu einem Studium der Sekundärliteratur zu werden, und der einzelne Student findet manchmal kaum mehr die Zeit, sich in der selbständigen Interpretation zu üben.

Von den Professoren möchte ich hier nur einen nennen, dessen Vorlesungen von allgemeinerem Interesse sind: Carl Friedrich von Weizsäcker. Infolge eines Unfalls musste er damals gerade ein Semester aussetzen, so dass ich seine Vorlesungen leider auch nur vom Hörensagen kenne. Er spricht nicht nur über Physik, sondern auch über Philosophie und soll es verstehen, die beiden Gebiete wirklich miteinander zu verbinden und, was wohl noch mehr ist, sein Wissen dem Hörer in verständlicher Form (auch für Nichtphysiker) zu vermitteln. *Marianne Burkhard*

die kitsch ecke

Die ersten Blumen

Von F. C. Meyer

Märzenglöcklein schimmern am Bach
Und gucken aus dem Schnee,
Herrlich prangt die weisse Pracht
Und decken den sandigen Weg.

Schlüsselblümchen umkreisen ihr Bett,
Betrübt neigen sie ihre Köpfe,
Sie schlängeln sich hoch am Brettersteg
Und schwenken ihre Zöpfe.

Veilchen strömen aus ihren Duft,
Ihre Kelche lassen sie hangen,
Sie stärken uns mit ihrem Duft,
Als kennten sie unser Verlangen.

Margritchen grüssen durch die Hecke
Und nicken uns freundlich zu:
Verschonet uns in diesem Lenze,
Störet ja nicht unsere Ruh.

Aus: «Berg und Tal». Gedichte von F. C. Meyer Erster Band. Zweite verbesserte Auflage im Selbstverlag des Verfassers, Amden 1924.

Apotheke Oberstrass Zürich 6

F. Eichenberger-Haubensak Universitätstrasse 9

Seit 1899 die Apotheke der Akademiker

DER KLARE BLICK

Schweizer Kommentare für Freiheit, Gerechtigkeit und ein starkes Europa

Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut (SOI)

Besonders die geistige Elite unseres Landes muss sich mehr denn je mit der Bedrohung aus dem Osten befassen. Was ist Kommunismus? Wie wirkt er sich aus? «DER KLARE BLICK» trägt Wesentliches bei, diese und ähnliche Fragen zu klären.

hier abtrennen

Ich wünsche während 1/4 **Jahr** das Wochenblatt «DER KLARE BLICK» **kostenlos** und **unverbindlich** zu erhalten.

Name: ..... Vorname: .....

Adresse: ..... Ort: .....

Einsenden an: PRO SOI, Bombachstrasse 26, Zürich 49.

Haus der Uni-Kasse, Künstlergasse 15

Schallplatten
Tonbänder
Papeteriewaren
Kunstdrucke
med. Instrumente
antiquarische Bücher

zu studentischen Preisen

THEATER

«Die Physiker»

Ein Nachtrag

Wären sie der Erstling eines Unbekannten, hätten Radio Beromünster und der Zürcher Blätterwald wohl kaum so ausgiebig darnach gekräht und hätte jene, als begnadete Kritikerin geltende Dame dem Autor vielleicht empfohlen, Buchhalter in Caux zu werden (wie sie Frisch seinerzeit vorschlug, sich als Lyriker zu versuchen).

Wenn sie wenigstens ein Publikum hätten, unsere *Schaffenden,* unsere Suchenden, Wagenden, unsere Künstler, die ausfahren wie Kolumbus, ohne zu wissen, wie sie «vom Heute an ein Ufer von morgen gelangen werden» ... Doch es scheinen sich viele, viele *Gaffende* einzufinden, die von nichts wissen, die Geist vermuten, wo Schlagworte fallen, die Tiefsinn entdecken, wo nur Unsinn ist. (Wie andächtig sie doch «moderne» Literatur lesen und treiben!) Unter solchen hat sich nun mittlerweile herumgesprochen, die Uraufführung der «Physiker» sei «ein Theaterereignis ersten Ranges», dass dieses Stück, welches jeden angehe, *das* Problem dieser Zeit aufwerfe und in Paradoxien beantworte — «Lesen Sie denn keine Zeitungen?» —

«Ein moralisches Stück!» ruft da einer aus. Es muss eine Erlösung für ihn gewesen sein: er hat das Stück gerettet. Es ist nun legitimiert (wer darf es wagen, die Menschheit diskussionslos untergehen zu lassen ...?). Die Gesellschaft also, die es anging, hat das Stück assimiliert, indem sie eine Formel dafür erfand.

Und es ist zweifellos ein zeitgemässes Stück. Die Atombombe droht; die Irrenhäuser sind vollgestopft; Trusts werden ins Leben gerufen, unbequeme Zwischenexistenzen mittels Vorhangkordeln und Stehlampenschnüren daraus abberufen; Felder werden quantisiert, man forscht nach der Theorie der Elementarteilchen; von Geheimdiensten und politischen Systemen ist die Rede; die Welt ist zweimal gespalten, einmal gewollt und einmal ungewollt (siehe weiter unten). Kurz, die gigantische Wirklichkeit dieses Zeitalters — ihr chaotisches Ineinander von Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Menschlichem, Allzumenschlichem; eine drohende, in ihrer Grauenhaftigkeit unvorstellbare Katastrophe — bildet Hintergrund und Thema dieses Stücks.

«Ein Stück über die Physiker muss paradox sein», schreibt Dürrenmatt. Und seine «Physiker» sind es in doppeltem Sinne: der gewollten Paradoxie überlagert sich eine ungewollte. — Im ersten Akt, eingeleitet durch eine amüsant-hintergründige Ouvertüre und das zutiefst komische Gespräch zwischen Newton und dem Inspektor, erfreut man sich an einer echt Dürrenmattschen Komik, die ständig ins Groteske hinüberschwingt, die vertrauteste Alltäglichkeit und unheimliches Geschehen virtuos durcheinanderpurzeln lässt. Doch unvermittelt schlägt im zweiten Akt die Stimmung um: das komödiantische Leben versiegt, und mit einer Trockenheit und Pedanterie, die zwar einerseits verständlich ist (weil Physiker sich belehren), die aber anderseits mit den farbigen Akzenten und der Lebendigkeit des ersten Akts schlecht zusammenstimmt, wird das Grundproblem des Stücks *durchdiskutiert.* Die Handlung kommt fast ganz zum Stillstand, ihre Konstruktion tritt übermässig stark hervor und erhöht so den Eindruck der Farblosigkeit. Von Freiheit, Machtpolitik, Verantwortung, vom Untergang der Menschheit wird gesprochen, in Wendungen, wie sie in jedem Leitartikel vorkommen könnten, in längst abgegriffenen, entwerteten Begriffen. Die Komodie artet in eine Disputation aus, die, weil das Anliegen des Stücks explizites Thema wird, notwendig in den Mittelpunkt des Ganzen rückt. Doch dieser «Mittelpunkt» löst sich sogleich in ein Nichts auf: jene Begriffe taugen zu nichts mehr; die Wirklichkeit, auf die sie Bezug nehmen, kann *heute* nur noch auf einem Umweg, in ihren Spiegelungen in der einfachen Alltäglichkeit, im Konkret-Menschlichen, erfasst und vielleicht bewältigt werden. — So ergibt sich die paradoxe Situation, dass die Komödie der Diskussion die Spitze bricht, während die Diskussion die Komödie zum Verschwinden bringt. Dürrenmatts «Physiker» leiden an einem Stilbruch ...

Doch die Unstimmigkeit liegt wohl tiefer. Der Autor scheint zu schwanken zwischen zwei verschiedenen dichterischen Konzeptionen seiner «Geschichte», deren Inadäquatheit vielleicht am grellsten an der Zweideutigkeit, die das Phänomen des Todes umgibt, sichtbar wird: «Schafft die Leiche wieder mal hinaus», heisst es im ersten Akt, und die ermordeten Schwestern liegen herum wie gerupfte Hühner; auch im zweiten Teil steht im Hintergrund der Tod, aber es ist ein anderer Tod, der keine Verwechslung und keine Veränderung ins Groteske mehr erlaubt: «Entweder löschen wir uns im Gedächtnis der Menschen aus oder die Menschheit erlischt» ...

Die Kunst soll und darf die Paradoxie *als Mittel* brauchen, doch sie darf selber nicht paradox werden, sondern muss das Paradoxon in einer übergeordneten Widerspruchslosigkeit, einem einheitlichen Ganzen aufheben. Zu diesem Einheitlichen sich hindurchfinden bedeutet Stil finden. Zugegeben, Goethe hatte es leichter. — Dass es auch in unserer Zeit noch möglich ist, hat Dürrenmatt mit dem «Besuch der alten Dame» bewiesen, einem der besten modernen Stücke übrigens, die ich kenne! *G.*

Zu den kommenden Aufführungen der neuen Studentenbühne

Das Zürcher Spiel vom Rychen Mann und Armen Lazarus

Im Kreuzgang des Fraumünsters wird die Neue Studentenbühne demnächst das alte Zürcher Spiel aus dem frühen 16. Jahrhundert, das Spiel vom Rychen Mann und Armen Lazarus, zur Aufführung bringen. Sie möchte damit nicht nur zur Begegnung mit einer längst vergessenen Blütezeit des schweizerischen Theaters beitragen, sondern den Theaterfreund darauf aufmerksam machen, wie gerade im älteren Drama Formen lebendig waren, um die sich das Theater neuerdings wieder sehr bemüht.

In seiner Freiheit gegenüber Raum und Zeit ist das Stück noch ganz dem mittelalterlichen Drama verpflichtet. In einem einzigen, grossen Bild geht die Handlung und gehen die einzelnen Figuren auf. Einfachste menschliche Vorgänge spielen sich ab: die Verzweiflung des Rychen Mannes am Tod, die Verzweiflung des Armen Lazarus am Leben und ihre Ueberwindung. Aber gerade in dieser letzten Stilisierung lösen sich die Vorgänge aus Raum und Zeit heraus und stellen sich als ewig gültig dar.

Die Spieler der Neuen Studentenbühne haben sich in sehr langer Probenarbeit mit dem uns zunächst fremden Denken dieses Stückes auseinandergesetzt und sich darin einzuleben versucht. Sie hoffen dadurch zu einer lebendigen, anregenden Begegnung des heutigen Menschen mit dem Denken einer älteren Epoche beizutragen.

Première am 14. Juni. Die weiteren Aufführungen im Juni und Juli werden auf den Plakaten bekanntgegeben. *Rudolf Meyer*

Studententheater der Universität Zürich

Unser Dramenwettbewerb, den wir im Oktober des vergangenen Jahres an allen Schweizer Universitäten ausgeschrieben haben, hat ein überraschend grosses Echo gefunden: es sind ingesamt 20 Stücke eingegangen. Allen Teilnehmern danken wir herzlich für ihre Mitarbeit. Zugleich aber bitten wir sie um ein wenig Geduld, denn wir bemühen uns, die Stücke möglichst gründlich und sachgerecht zu prüfen.

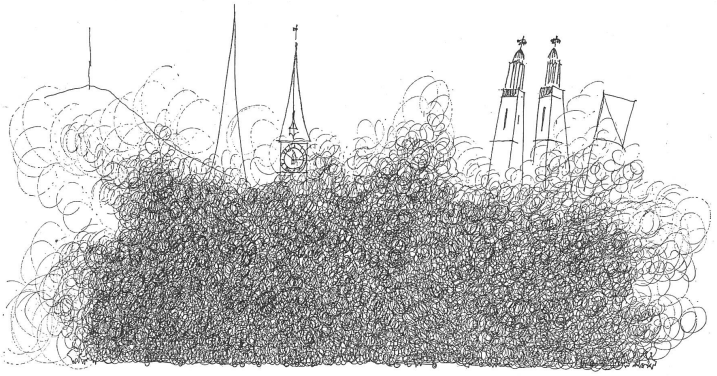
Die Jury setzt sich aus folgenden Mitgliedern zusammen:

Prof. Dr. M. Wehrli, Frau Dr. E. Brock-Sulzer, Dr. P. Loeffler, Otto Tausig, Christian Jauslin, cand. phil. I.

Das Resultat wird auf Beginn des Wintersemesters in den verschiedenen Studentenzeitungen bekanntgegeben, die Teilnehmer werden einzeln benachrichtigt.

der fingerzeig

Beim Gang durch die Oberdorfstrasse werden unsere Augen immer wieder von den eigenartig unkonventionellen Auslagen in den Schaufestern der «Galerie Henri Wenger» angezogen. Diese, eine uns biedern Zürchern etwas ungewohnte Atmosphäre ausstrahlende Galerie ist allen Freunden des Ungewöhnlichen, Ausgefallenen schon längst zu einem Begriff geworden. Nicht ohne Grund schrieb Jean Giraudoux nach einem Besuch bei Henri Wenger ins Gästebuch: «On y respire l'air de Paris». Hier stellt der junge Basler Fotograf René Mächler Bilder aus seiner Kamera aus. Das bekanntlich «grausame Auge» seiner Kamera schaut in Abgründe und seelische Bezirke, deren Anblick sonst dem gewöhnlichen Menschen nicht vergönnt ist. Man betrachtet diese Bilder zuerst bestürtzt, gebannt und überrascht. Die Ueberraschung verwandelt sich aber bald in Bezauberung. Mächlers Auge scheint von demjenigen Lucien Clergues geschult worden zu sein, denn in bezauberndes Gegenspiel von Licht und Schatten getauchte Akte hängen neben den durch ihre scharfen Kontraste zwingenden Friedhof-, Flussgeschiebe- und Naturaufnahmen. René Mächlers Namen darf man sich ruhig merken, denn seit er sich erstmals mit einem Titelblatt für die exzentrische Zeitschrift «Panderma» bemerkbar machte, hat er manch Bedeutungsvolles hervorgebracht, so dass man auch in Zukunft Besonderes von ihm erwarten darf. Henri Wenger gibt ihm besonders grosse Chancen, denn er erklärt überzeugt: «So wie man bisher Grafik und Gemälde sammelte, beginnen viele Kunstfreunde nun grossformatige Fotografien zu sammeln.» *pkw.*



Iwan Tilgenkamp

Arbeitsgemeinschaften beider Hochschulen

Wir diskutieren mit Schweizer Politikern

Im Rahmen der Studentischen Arbeitsgemeinschaften beider Hochschulen beschäftigte sich im vergangenen Wintersemester eine Diskussionsgruppe mit den politischen Parteien der Schweiz. Da das Prinzip der direkten Demokratie vom Stimmbürger einen beträchtlichen Umfang an politischem Wissen voraussetzt, sollte der einzelne über die Ziele und Ideale der einzelnen Parteien stets informiert sein. Es sind doch die Parteien, die vor Abstimmungen die jeweiligen Standpunkte darlegen.

Unser Kommilitone, Urs Peter Frey (iur.), der die Diskussionsgruppe leitete, lud prominente Persönlichkeiten der verschiedenen Parteien ein, vor unserem Forum zu referieren und in der anschliessenden Diskussion unsere Fragen vom Standpunkt ihrer Parteien aus zu beantworten. Als Referenten stellten sich freundlicherweise zur Verfügung: Grossrat Dr. Hans Korner, Luzern (Konservative Volkspartei); Stadtrat Dr. Sigmund Widmer, Zürich (Landesring der Unabhängigen); Nationalrat Dr. Hans Oprecht, Adliswil/ZH (Sozialdemokratische Partei); Kantonsrat Dr. Fritz Honegger, Rüschlikon(Freisinnige Partei); Nationalrat Dr. Hans Conzett, Zürich (Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei); Parteipräsident Prof. Dr. Marcel Beck, Winterthur (Demokratische Partei).

Ueber die einzelnen Diskussionsabende liegt ein ausführliches Protokoll vor, das im Bericht der Arbeitsgemeinschaften über das Wintersemester 1961/62 erschienen ist. Es soll daher an dieser Stelle nur ein Themenkreis herausgegriffen werden: Die Neutralität und Unabhängigkeit der Schweiz. Die Meinungen der einzelnen Referenten sollen so wiedergegeben werden, wie sie aus dem Vortrag und der anschliessenden Diskussion hervorgegangen sind.

Die Schweiz und Europa

Der Referent der Konservativen Volkspartei lehnt nicht nur jeglichen Kontakt mit kommunistischen Staaten ab, weil dort die Kirche unterdrückt würde, er stellt sich auf den Standpunkt, dass unter den gegebenen Umständen Ostkontakte unter Berufung auf die Neutralität abzulehnen sind, bzw. die Neutralität aufzugeben ist. Andererseits möge man bedenken, was man in Westeuropa als Gegensatz zum Kommunismus vorfindet: keine geistige christliche Einheit, sondern ein chaotisches Frankreich, ein korruptes England, ein durch kommunistische Unterwanderung gefährdetes Italien, ein durch das «Wirtschaftswunder» hochgekommenes Deutschland, unstabile Verhältnisse in Spanien und Portugal. Nach Meinung des Referenten ist eine wahrhaft christliche Gemeinschaft in Europa nur dann möglich, wenn man den Mut hat, die Heiligkeit der Ehe anzuerkennen, die durch den Film in den Schmutz gezogene Frauenwürde wieder herstellt usw.

Der Landesring der Unabhängigen vertritt durch seinen Referenten dagegen weiterhin den Grundsatz der Neutralität, ist aber der Meinung, dass dieser aber im Begriffe steht, sich zu wandeln. Der Referent entwirft das Bild einer europäischen Gemeinschaft im Sinne der alten Eidgenossenschaft, die aus Bündnissen zwischen den einzelnen Ländern gebildet wird. Die Schweiz hätte sich unter einem Sonderstatut zu assoziieren. Als Opfer müsste beispielsweise die Rationalisierung der Landwirtschaft in Kauf genommen werden.

Nationalrat Dr. Hans Oprecht von der Sozialdemokratischen Partei steht auf dem Standpunkt, dass die Neutralität für die Schweiz auch in Zukunft noch nützlich sein kann. Sie müsse jedoch den heutigen Gegebenheiten angepasst werden. Sie soll mit «Solidarität» einen neuen Inhalt bekommen. Von einem Beitritt in die EWG wird nicht viel erwartet. Wirtschaftliche Ostkontakte sollten aufrecht erhalten werden, weil die Schweiz durch Staatsverträge dazu verpflichtet ist und weil andere Länder aus dem westlichen Lager mit Freuden bereit wären, an unserer Stelle einzusteigen. Interessant ist die Anregung des Referenten, mit dem Osten den Austausch von Ingenieuren zu pflegen, um unsere Lebensart hinter dem eisernen Vorhang bekanntzumachen.

Der Referent der Freisinnigen Partei befürwortet Integrationsbestrebungen, die die Unabhängigkeit und Neutralität der Schweiz wahren. Die Schweiz soll keine politischen Rechte abtreten und die handelspolitische Selbständigkeit gegenüber den Nicht-EWG-Staaten aufrechterhalten. Der Vertrag von Rom kennt keine Kündigungsklausel. Es wäre politisch unklug, sich heute mit Deutschland, Frankreich und Italien vorbehaltlos auf alle Zeiten zu verbünden. Die wirtschaftlichen Ostkontakte sind aus Gründen der Vertragstreue beizubehalten. Für die Schweiz ist der Osthandel ohnehin nicht von grosser Bedeutung.

Nationalrat Dr. Hans Conzett von der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei meint, dass die Schweiz sich bemühen sollte, eine Neutralität in der Weise weiterzuführen, wie sie sich in vergangenen 100 bis 150 Jahren bewährt hat. Ein Beitritt zur EWG ist abzulehnen, weil dort das Mehrheitsprinzip gilt, dem die schweizerische Unabhängigkeit nicht geopfert werden sollte. Die politischen Verhältnisse in Deutschland, Frankreich und Italien seien zu unsicher. Die Politik der EWG könnte einen anderen Weg nehmen als den, der jetzt vorgesehen ist. Im Gegensatz dazu herrscht in der OEEC, OECD und in der EFTA das Einstimmigkeitsprinzip. Osthandel sollte die Schweiz solange treiben, als es andere Länder auch tun.

Von der Demokratischen Partei vertritt Parteipräsident Prof. Dr. Marcel Beck die Auffassung, dass die Schweiz der Nato beitreten sollte. Bei der Errichtung eines Bollwerkes gegen den Kommunismus seien einzelstaatliche Aktionen ungenügend. Ostkontake sollten nicht kategorisch unterbunden werden. Im Osten Lebende könnten auf Geschäftsreisen in den Westen immer wieder erfahren, dass die unterdrückten Menschen im Osten von uns nicht vergessen seien.

Selbst in dieser kurzen Zusammenfassung der einzelnen Meinungen tritt das Gegensätzliche und das Gemeinsame der einzelnen Parteien zu dem hochaktuellen Fragenkomplex schon deutlich in Erscheinung. Es sei daran erinnert, dass in diesem Semester eine Diskussionsgruppe der Studentischen Arbeitsgemeinschaften beider Hochschulen sich speziell mit dem «Thema «Die Schweiz und die europäische Integration» beschäftigt. Auch hier werden die Fragen von ersten Fachleuten dargelegt und diskutiert. Wer es versäumt hat, sich als regulärer Teilnehmer zu dieser Arbeitsgemeinschaft anzumelden, kann an einzelnen Abenden als Gast teilnehmen. Eine diesbezügliche Ankündigung wird rechtzeitig ergehen. M. G. A. Koenig

Der Qum-ers

In einem Klösterlein unweit Coimbra wurde kürzlich ein von Mäusen zerfressenes Manuskript gefunden. das von portugiesischen Mediävisten in mehrsemestrigen Seminarien deutlich als Tagebuch des ehrwürdigen Dom Joao Pinto Coelho Amaral de Machete erkannt wurde. Selbiger lebte zu Zeiten Heinrichs des Seefahrers und begleitete als zweiter Seeoffizier (nach anderer Lesart: dritter Seeoffizier, vgl. Seminarprotokolle der Universitäten Lissabon und Coimbra) eine Expedition an die afrikanische Westküste. Von dieser Reise nun berichtet sein glücklich wiedererwecktes Tagebuch. Eine Stelle daraus soll uns nicht vorenthalten bleiben:

... nach zwei Tagereisen durch das Grasland kamen wir zu einem Stamm, der uns freundlich gesinnt war und wo auch Dolmetscher zu finden waren. Wir wurden dort sehr gut aufgenommen und speisten täglich an des Häuptlings Tafel. Der Stamm besass zahllose Rinder, die bis zu der Küste hinunter weideten, wo die Schiffe unseres glückseligen Prinzen, Gott segne ihn, lagen. Aber etwas in diesem Stamm fiel uns auf: Einige junge Männer trugen merkwürdige Fellbänder über ihre Oberkörper und sahen sehr feierlich drein. Wir fragten den Häuptling, was diese Männer wohl darstellten, denn wir glaubten an Zauberei. Noch ist das Licht des wahren Glaubens bei jenen Völkern nicht erschienen. Der Häuptling aber sprach: «Weh über uns! Das sind die Brüder der Qurp-oraz-ion! Alle sind auserschen, hohe Posten in unserem Stamm zu bekommen, Richter, Medizinmänner, sogar Zauberer zu werden, die zu den Göttern flehen. Aber diese Berufung interessiert sie nicht. Kaum einmal gehen sie hin und hören die Belehrungen der würdigen alten Richter, Medizinmänner oder Zauberer. Dagegen tun sie anderes. Kommet doch heute abend zur grossen Schirmakazie, denn heute haben sie Qum-ers. Das ist ein Schimpfwort und heisst: unwürdiger Zeitvertreib für Kinder.» Wir gingen denn auch zur grossen Schirmakazie, eine halbe Meile ausserhalb des Kraals. Zur Sicherheit trugen wir alle Medaillen der Heiligen Mutter von Belem.

Das Treiben war denn auch unerklärlich. Inmitten der sich lagernden Brüder der Qurp-oraz-ion stand eine Tonne, die einen schäumenden Saft enthielt. Der Dolmetscher, der uns begleiten musste, erklärte uns, dieser Saft sei vergorener Absud von Halfagras und heisse Pir. Seine Wirkung sei übel, besonders bei unerfahrenen Trinkern.

Die jungen Menschen begannen alsbald zu trinken, aber auf merkwürdige Weise. Es ging nicht etwa jeder hin und trank nach Lust, Durst und Laune. Sie tranken alle auf den gebrüllten Befehl eines Vortrinkers, der als Fuqsma-ior bezeichnet wurde. Und vor allem tranken sie in gewaltigen Mengen. Bald stellte sich die Wirkung ein. Aus vollen Hälsen krähten, rülpsten und grölten sie erschreckliche Weisen. Der Dolmetscher weigerte sich, die Worte zu übersetzen. Es handle sich von Pir und Mädchen, das seien die einzigen Themen, die oft auf merkwürdige Weise miteinander verbunden seien.

Währenddem wir dem Dolmetscher lauschten, gerieten zwei der Trinker in Streit. Warum, wusste niemand, ich glaube, auch die Streitenden nicht. Sie wurden getrennt. Alle riefen im Chor: Mmen-sura! Mmen-sura! Man berichtete uns, das sei im Grunde auch ein Schimpfwort und heisse: primitive Balgerei zwischen Schwachsinnigen. Aber die trinkenden Brüder hätten sich diese Bezeichnung zu eigen gemacht und seien sehr stolz auf diese Einrichtung, die Mut und Mannbarkeit erfordere. Denn in der Mmen-sura müssen sich die beiden Gegner mit Steinen bewerfen, bis einer blute ...

Hier wird die Schrift völlig unleserlich, wie leider auch die Mediävisten zugeben müssen. Zu unserem grossen Bedauern, ist es doch immer spannend, zu hören, was für merkwürdnige Bräuche und Sitten in zum Glück längst verflossenen Zeiten gepflegt wurden. Was es bei den primitiven Stämmen doch nicht alles gab!

Walter Kronbichler, phil I